



*Albert Dulk.*

# DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — Juli.

No. 7.

---

Redaktion: Berlin N. 4, Invalidenstr. 145.

---

## Ein neues Buch über die materialistische Geschichtsauffassung. Kritisches und Referirendes.

Von Dr. Conrad Schmidt in Berlin.

„Holbach, Helvetius und Marx“ betiteln sich drei interessante Studien, welche der bekannte russische Marxist Plechanow als „Beiträge zur Geschichte des Materialismus“ vor ein paar Monaten bei Dietz hat erscheinen lassen. Der allgemeine Gesichtspunkt, der ihn leitet, ist der, dass die von Marx formulirte Geschichtsauffassung als eine Fortbildung früherer Ansichten nachgewiesen werden soll. Die Originalität dieser Geschichtsauffassung bestehe nur darin, dass sie die Unklarheiten und Widersprüche früherer Geschäftstheorien überwindet und den Gedankenkern, der in diesen verhüllt und durch heterogene Vorstellungen überwuchert war, rein herausarbeitet. Das ist sicherlich richtig, Marx und Engels selbst hatten ein klares Bewusstsein, dass ihre Geschichtsphilosophie keine reine Neuschöpfung (wie wäre das auch möglich?), sondern ein Resultat war, in dem die vorhergehende Geschichtsphilosophische Gedankenentwicklung nach Hegel'scher Terminologie „aufgehoben“, zum Theil „erhalten“, zum Theil „negirt“, verändert und umgebildet war. Eine tiefere Beurtheilung der materialistischen Geschichtsauffassung muss nun natürlich auf dieses genetische Verhältniss zurückgehen; erst indem man die Vorläufer des Marxischen Gedankens näher untersucht, ist es möglich zu unterscheiden zwischen dem, was die Marxische Auffassung als ein Gegebenes vorfand, und dem, was sie spezifisch Neues durch umbildende Verarbeitung dieses Gegebenen geleistet hat.

Derartige Untersuchungen entscheiden nicht unmittelbar über die Wahrheit der Marxischen Geschichtsphilosophie, d. h. darüber, ob die von Marx behaupteten allgemeinen Zusammenhänge sich in der wirklichen Geschichte mit hinreichender Klarheit nachweisen lassen, aber sie arbeiten der Beantwortung dieser wichtigsten Frage in gewisser Weise vor, indem die Untersuchung des Entwicklungs-Verhältnisses, das

zwischen den früheren und der Marxischen Auffassung besteht, nothwendig den Blick für Sinn und spezifische Bedeutung der Marxischen Geschichtsauffassung verschärft. Je aphoristischer Marx seine historischen Ansichten formulirt hat, je vieldeutiger sie daher erscheinen, um so weniger kann die Frage nach der „Wahrheit“ dieser Ansichten einer solchen genetisch vergleichenden und dadurch Sinn und Bedeutung dieser Ansichten aufhellenden Vorarbeit entzathen.

\* \* \*

Marx, der vom Studium Hegel's ausgegangen war und der seine eigene evolutionistische Geschichtstheorie in bewusstem Gegensatz zu derjenigen Hegel's gestaltete, hat seine historische Konzeption materialistisch genannt; er fasste sie als eine Uebertragung der materialistischen Prinzipien auf das Gebiet des sozialen Lebens auf, als eine Uebertragung, durch welche die abstrakte Einseitigkeit des bisherigen nur auf die äussere Natur gerichteten Materialismus beseitigt werden sollte. Diese Gedankenwendung, durch welche die Marxische Geschichtsauffassung nicht nur als Ueberwindung der idealistischen Geschichtsphilosophie Hegel's, sondern des Idealismus überhaupt erscheint, ist sicher für die immer bis zum Allgemeinen vordringende Denkweise Marxens in hohem Maasse charakteristisch. So gewinnt seine Theorie einen allgemeinen philosophischen Hintergrund, durch welchen ihre imponirende Macht noch um Vieles gesteigert wird.

Man darf aber darüber nicht vergessen, dass die eigentliche Streitfrage des Idealismus und Materialismus durch keine Geschichtsauffassung — auch durch die Marxische nicht — berührt wird. Dass in der wirklichen Welt unserer Anschauung die äussere Natur, die kraftbegabte Materie, durchaus als das Primäre und als die eigentliche Substanz sich darstellt, durch welche alles Leben, alles Bewusstsein, aller Geist erst erzeugt wird, darüber kann ein Streit vernünftiger Weise überhaupt nicht gut stattfinden. Nennt man diese Ueberzeugung materialistisch, so arbeitet heutzutage das gewöhnliche ebensowohl wie das wissenschaftlich gebildete, also auch das Marxistische Denken allerdings mit durchaus materialistischen Voraussetzungen. Der Satz, dass Gleiches nur aus Gleichem entstehen kann, dass die Natur keine Sprünge mache, hält dieser Welt der Anschauung gegenüber nicht Stich. Dass flüssiges Wasser bei einem gewissen Temperaturgrad zu festem Eise wird, widerlegt bereits jenen voreiligen, alle sprunghaften Verwandlungen der wirklichen Materie leugnenden Satz. Und wenn, wie die ganze Chemie zeigt, durch eine gewisse Mischung von Elementen Körper von ganz neuen Eigenschaften entstehen, so ist nicht abzusehen, warum durch solche Mischungen nicht unter gewissen Bedingungen auch eine mit Gefühl, Empfindung und schliesslich mit Denken begabte organisirte Materie entstehen soll.

Der philosophische Idealismus setzt, richtig verstanden, erst jenseits dieser landläufigen, durch die Naturwissenschaften gestützten Auffassung mit seinem Probleme ein. Er kann einräumen, dass in der Welt unserer Anschauung allerdings diese Zusammenhänge gelten, aber

er betont, dass diese Welt, von der wir sprechen, doch eben die Welt unserer Anschauung ist. Die Materie, die wir als die das Denken erzeugende Substanz behaupten, ist doch immer ein Vorgestelltes, das als solches ein vorstellendes Subjekt, also das Denken, voraussetzt. Was bleibt von der Materie und weiterhin von allen übrigen Naturdingen, wenn man ihre Eigenschaft, Gegenstand unserer Vorstellung und unseres Denkens zu sein, abstreift? Nichts. Denn das, was wir als dann noch verbleibend fixiren könnten, ist ja eben, soweit wir es mit unserm Denken fixiren können, ebenfalls wieder ein Vorgestelltes und Gedachtes. Was also für das natürliche, von der Religion emanzipirte Denken ohne Weiteres selbstverständlich ist, dass die äussere Natur die reale Voraussetzung des Denkens ist, das erhält durch solcherlei für das philosophische Denken unabweisbaren Reflektionen für's erste wenigstens eine nur eingeschränkte Bedeutung. Dem Satze, dass die Natur Voraussetzung der vorstellenden Thätigkeit sei, tritt der Gegensatz gegenüber, dass die Welt Welt unserer Anschauung, dass sie Erscheinung, dass also die vorstellende Thätigkeit in einem gewissen Sinne Voraussetzung der äusseren Natur sei. Das eigentlich Reale, Natur wie Geist aus sich Hervorspinnende erscheint danach als ein für alles Denken und Vorstellen Jenseitiges, von dem Nichts, im Grunde sogar nicht einmal seine Realität ausgesagt werden kann. Das Denken geräth an einen Abgrund, in dem es keine Gestalt mehr unterscheiden kann.

Dieser Standpunkt, der das allgemeinste Charakteristikum des philosophischen Idealismus bildet, ist nun, was allerdings der nachkantische deutsche Idealismus vielfach übersieht, für das ganze Gebiet der realen und Sozialwissenschaften durchaus unfruchtbar. Ob die Welt unserer Anschauung (resp. ihre materiellen Elemente) das voraussetzungslose letzte Reale oder „blosse Erscheinungswelt“, ist insofern gleichgiltig, als in dem einen wie in dem andern Falle es sich für die konkrete Wissenschaft nur um Aufdeckung der erkennbaren, dieser Welt immanenten Gesetze handelt. Jede Philosophie, die auf den Charakter der Welt als blosser Erscheinungswelt pochend, sich unterfängt, den konkreten Wissenschaften Konkurrenz zu machen und ihnen auf ihrem eigenen Gebiete in der vor Allem durch Hegel repräsentirten Manier „höhere“ Wahrheiten gegenüberzustellen, schöpft ihre vermeintlichen Einsichten nothwendig aus willkürlich konstruirender Phantastik und verfällt gerechtem Misskredit. Wirkliche Bedeutung hat jener idealistische Standpunkt nur für die Erkenntnisskritik, wie er andererseits ja nur aus einer solchen Kritik, aus Untersuchungen über das Wesen und die Grenzen menschlicher Erkenntniss gewonnen werden konnte. Nicht die dialektisch-evolutionistische auf alle Lebensgebiete übergreifende Methaphysik Hegel's, die Kantische „Kritik der reinen Vernunft“ ist das repräsentative Werk des Idealismus.

Eine Ueberwindung des Idealismus und wirkliche Erneuerung des Materialismus kann daher in keiner Weise auf dem Gebiete der konkreten Natur- und Geschichtswissenschaften vollbracht werden. Nur indem man auf den skizzirten Grundwiderspruch, aus dem der Idealismus seine Kraft zieht, zurückgeht und es versucht, ihn in einer Weise zu

lösen, die mit der natürlichen, in der äusseren Natur das voraussetzungslose Reale erblickenden Anschauung übereinstimmt — nur so kann der Materialismus wissenschaftlich erneuert werden.

Weder Feuerbach, noch die durch ihn beeinflussten Marx und Engels sind auf die Kernfrage eingegangen, haben den Stier bei den Hörnern gepackt. Für sie bestand der Materialismus wesentlich in nichts Anderem, als in der Rückkehr zu der natürlichen Auffassung und einem Bruche mit der Hegel'schen Konstruktionsmanier, die den „Weltgeist“ für sich arbeiten liess. Das war ein grosser und bedeutsamer Schritt, aber für die eigentliche Kontroverse von Idealismus und Materialismus bedeutungslos.

Marx und Engels haben für diese, im engeren Sinne theoretisch-philosophische Kontroverse überhaupt kein Interesse. „Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme,“ so schreibt der junge Marx im Jahre 1845 über Feuerbach, „ist keine Frage der Theorie, sondern eine praktische Frage. In der Praxis muss der Mensch die Wahrheit, d. h. die Wirklichkeit und Macht, die Diesseitigkeit seines Denkens beweisen. Der Streit über die Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit eines Denkens, das sich von dieser Praxis isolirt, ist eine rein scholastische Frage.“ Was bedeutet das anders, als: die Thatsache, dass wir in der äusseren Natur Zusammenhang und Gesetzmässigkeit erkennen, und durch diese Erkenntniss auf die Natur zweckmässig einwirken können, diese Thatsache beweist bereits sonnenklar, dass unsere Naturerkenntniss eine Erkenntniss des wirklich Realen ist, jener Zweifel, den der Idealismus daran erhebt, braucht gar nicht wissenschaftlich analysirt und widerlegt zu werden, sondern ist einfach als leere Vernünftelei bei Seite zu werfen! Das heisst aber nicht, den Idealismus überwinden, sondern ihm aus dem Wege gehen. Und Engels wiederholt in seinem Schriftchen über Feuerbach denselben Gedanken: „Die schlagendste Widerlegung dieser (der Hume'schen und der Kantischen), wie aller andern philosophischen Schrullen ist die Praxis, nämlich das Experiment und die Industrie. Wenn wir die Richtigkeit unserer Auffassung eines Naturvorganges beweisen können, indem wir ihn selbst machen, ihn aus seinen Bedingungen erzeugen, ihn obendrein unseren Zwecken dienstbar werden lassen, so ist es mit dem Kantischen unfassbaren Ding an sich zu Ende.“ Gerade als ob Kant die Gesetzmässigkeit der Erfahrungswelt geleugnet und nicht vielmehr umgekehrt in das Zentrum der Betrachtung gerückt hätte!

Wer die Anerkennung der in der Erfahrungswelt durchgängig zu beobachtenden Gesetzmässigkeit zum Unterscheidungsmerkmal materialistischer und idealistischer Denkweise macht, der verwischt den eigenthümlichen Charakter ihrer Kontroverse und raubt damit auch dem Begriffe des Materialismus seine eigenthümliche Bestimmtheit. Engels selbst bietet ein charakteristisches Beispiel dafür. „Die Trennung von der Hegel'schen Philosophie, so sagt er in derselben Schrift, erfolgte auch hier (bei Marx) durch die Rückkehr zum materialistischen Standpunkt. Das heisst, man entschloss sich, die wirkliche Welt — Natur und Geschichte — so aufzufassen, wie sie sich selbst einem

Jeden giebt, der ohne vorgefasste idealistische Schrullen an sie herantritt; man entschloss sich, jede idealistische Schrulle unbarmherzig zum Opfer zu bringen, die sich mit den in ihrem eigenen Zusammenhang, und in keinem phantastischen, aufgefassten Thatsachen nicht in Einklang bringen liess. Und weiter heisst Materialismus überhaupt nichts“. Demnach wäre der Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus überhaupt der Gegensatz zwischen wissenschaftlichem Denken und vorgefassten, durch religiöse Rückerinnerung eingegebenen Schrullen; die konkreten Wissenschaften, die in Wahrheit jenseits dieses Gegensatzes liegen, wären bereits die Widerlegung des Idealismus und die Rechtfertigung des Materialismus, welch' letzterer ja mit der wissenschaftlichen Denkweise von vornherein zusammenfällt!

\* \* \*

Wir haben diese Gedanken in polemischer Absicht breiter ausgesponnen, weil das Plechanow'sche Buch (wie schon der Titel: „Beiträge zur Geschichte des Materialismus“ anzeigt) die Marxische Geschichtsauffassung für den Materialismus sehr energisch reklamirt und ganz in der Weise von Marx und Engels den erkenntniss-theoretischen Idealismus, der doch erst zu überwinden wäre, bereits als überwundenen Standpunkt betrachtet. Hier wie auch sonst geht diese Unterschätzung Kant's, wie es uns scheint, mit einer Ueberschätzung Hegel's, in Sonderheit seiner sog. „dialektischen Methode“, Hand in Hand.

Plechanow ist von der Zusammengehörigkeit der Marxischen Geschichtsauffassung und des Materialismus so sehr überzeugt, dass er, wie es fast aussieht, nur die Materialisten als richtige Vorläufer der Marxischen Gedanken gelten lassen will. Holbach und Helvetius habe er, so erklärt er im Vorwort, als Repräsentanten des französischen Materialismus gewählt, um diesen mit dem modernen durch Marx vertretenen dialektischen Materialismus zu vergleichen. Doch seien diese Monographien nur ein bescheidener Beitrag. „Wollte man den vollen Werth und die ganze Tragweite der genannten Geschichtsauffassung klar nachweisen, so müsste man eine vollständige Geschichte des Materialismus schreiben.“ Warum gerade des Materialismus? Ist nicht die Bekanntschaft mit den französischen Geschichtsschreibern der Restaurationsperiode, über welche Plechanow sowohl gelegentlich in diesem Buche als auch ausführlich in einem Artikel des „Devenir Social“ sehr instruktiv berichtet, für die Würdigung der Marx'schen Geschichtsauffassung weitaus wichtiger, als die Bekanntschaft mit dem allergrössten Theile der materialistischen Litteratur? Doch auch hiervon abgesehen: Haben etwa die „Materialisten“ Holbach und Helvetius ein grösseres Anrecht darauf, als Vorläufer der „materialistischen“ besser ökonomischen Geschichtsauffassung zu gelten, wie der Idealist Rousseau, dessen „Discours zur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“ überall wahrhaft glänzende Ausblicke auf die ökonomischen Triebkräfte der Geschichte bietet? Es ist schade, dass die beiden, in ihrem Standpunkt nur unwesentlich unterschiedenen Materialisten von Plechanow in zwei besonderen Monographien abgehandelt sind. Wären

Holbach's und Helvetius' Lehren in einem einzigen Aufsatz beleuchtet worden, so hätte der hierdurch ersparte Raum mit grossem Nutzen auf ihren Gegenfussler Rousseau, der freilich des Materialismus arg ermangelte, verwendet werden können.

Die „menschliche Natur“ und die Moral sind sozusagen der Angelpunkt, um den sich Holbach's und Helvetius' soziale Untersuchungen bewegen. Die Moral soll aus den Eigenschaften dieser Natur hergeleitet, ihre religiös-traditionelle Begründung durch eine psychologische, auf die Bedürfnisse der Menschen und der menschlichen Gesellschaft zurückgehende ersetzt werden. Die Moral aus den Bedürfnissen herleiten, das schien aber nur dann möglich zu sein, wenn man zu zeigen vermochte, dass die Tugend in unserem wohlverstandenen Selbstinteresse liege, wenn der Nachweis gelang, dass auch die moralischen Musterbilder und Heroen der Menschheit nicht anders gehandelt haben würden, wenn sie beim Handeln nur ihr eigenes Glück im Auge gehabt hätten. Helvetius, der sich vor Holbach durch grössere Konsequenz auszeichnete, hat in solchen sensualistisch-utilitarischen Auslegungen des moralischen Handelns, wie Plechanow hervorhebt, das Weitgehendste geleistet. Den Zweck alles Handelns führt er ganz direkt auf das Streben nach sinnlich angenehmen Sensationen zurück; wie der Geizige sich in der Gegenwart des Nothwendigen beraubt, nicht, weil ihm diese Beraubung Selbstzweck ist, sondern, weil er durch sie die Mittel zukünftigen Genusses zu vermehren hofft, so arbeitet nach Helvetius auch der „Mann von Talent“, nicht, weil sein Schaffen ihn unmittelbar befriedigt, sondern auch nur des zukünftigen Genusses wegen, beispielsweise um eine schöne Frau zu besitzen, zu deren Erwerb er grosser Reichthümer und eines grossen Rufes bedarf.

Ein offenbar beschränkter Standpunkt, der den ganzen Ueberbau von Gefühl, Empfindung und Gedanken, der auf der Basis des sinnlichen Empfindens ruht, gegenüber der Basis gewissermassen als leeren Schein betrachtet! Helvetius verwickelt sich denn auch in die grössten Widersprüche. Plechanow hat sehr gut die Verfehltheit eines solchen nackt utilitarischen Rasonnements vom Standpunkt der Marxischen Geschichtsauffassung zurückgewiesen. „Die moralische Entwicklung,“ so führt er bereits in seiner Besprechung Holbach's aus, „passt sich treu den reellen Bedürfnissen der Gesellschaft an. In diesem Sinne kann und muss man sagen, dass das Interesse die Basis der Moral ist. Aber der historische Prozess dieser Anpassung vollzieht sich hinter dem Rücken des Menschen, unabhängig von dem Willen und der Vernunft der Individuen. Die von dem Interesse diktirte Linie des Verhaltens erscheint als die Vorschrift der „Götter“, des „angeborenen Gewissens“. Und was ist das Interesse, das den Individuen diese oder jene Linie des Verhaltens diktirt? Ist es ihr persönliches Interesse? Ja, in einer Unzahl von Fällen. Soweit aber die Individuen der Stimme ihrer persönlichen Interessen gehorchen, handelt es sich nicht mehr um jene „tugendhaften“ Handlungen, die wir zu erklären haben. Bei diesen Handlungen ist es das Interesse des Ganzen, das soziale Interesse, welches sie vorschreibt. Die Dialektik

der historischen Bewegung bewirkt nicht nur, dass „Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage“ wird, sondern auch, dass die eigennütigen Interessen einer Gesellschaft oder einer Klasse sich häufig in den Herzen der Individuen in Bewegungen voll Uneigennützigkeit und Heroismus umsetzen. Das Geheimniss dieser Umwandlung liegt in dem Einfluss des sozialen Milieus.“

Indem die französischen Materialisten die menschenverändernde Macht der Erziehung mit grossem Nachdruck betonten, ja den revolutionären Satz formulirten, dass es nicht die Natur, sondern die gesellschaftlichen Institutionen seien, welche die Menschen zu bösen Menschen machten, streiften allerdings auch sie diesen Gedanken, aber in ihren Morälräsonnements wussten sie nicht, ihn fruchtbar zu verwerthen. Ihre Unkenntniss der dialektischen Methode trägt nach Plechanow die Schuld daran.

Dieselbe Denkweise, welche die Moral in eine Reihe individueller Nützlichkeits erwägungen auflöst, führt dazu, auch die Geschichte einseitig als ein Produkt der bewussten Thätigkeit der Individuen — und zwar als ein in Folge mangelnder Einsicht ziemlich missrathenes Produkt — aufzufassen. Natürlich erscheinen dann die „grossen Menschen“ als die bewussten Bildner der Religion, der Sitten, des Volkscharakters und der ganzen historischen Bewegung. Diese Materialisten haben daher auch eine stille Neigung für den philosophisch aufgeklärten Despotismus, für den „Weisen auf dem Throne“. Holbach wenigstens, wie sehr er gegen brutale Unterdrückung eifert und für ein bürgerliches Repräsentantensystem eintritt, erklärte ausdrücklich, dass der „Despotismus die beste Regierungsform sein würde, wenn man nur dessen sicher wäre, dass er stets von einem Titus, einem Trajan, einem Antonius ausgeübt würde“. Das Volk erschien ihm als rohe, zügellose Masse, nicht zum Befehlen gemacht.

\*

\*

\*

Plechanow ist nur gelegentlich auf den Zusammenhang der materialistischen Aufklärungsphilosophie mit den wirthschaftlichen Verhältnissen eingegangen. Er sieht in ihnen Repräsentanten und Vorkämpfer der bürgerlichen Emanzipationsbewegung, die den Kampf gegen Klerus, Adel und den verlotterten Absolutismus auf dem ideologischen Gebiete führen. Die Frage aber, inwiefern zwischen den beiden hier hervorgehobenen charakteristischen Zügen dieser Philosophie — ihrem individualistisch räsonnirenden Utilitarismus und ihrem Glauben an die bestimmende Macht grosser Männer, weiser Gesetzgeber, überhaupt der Regierungsgewalt — und den ökonomischen Verhältnissen der Epoche ein Zusammenhang bestehen mag, diese Frage ist von ihm nicht aufgeworfen. Und doch wäre es gerade sehr interessant, diesem Zusammenhange nachzugehen.

Die bürgerliche Emanzipationsbewegung verlangte und musste verlangen nach der Beseitigung all' der überlebten wirthschaftlichen Hemmungen, d. h. nach Herstellung der freien Konkurrenz. Die freie Konkurrenz ist aber derjenige ökonomische Zustand, der das freie

Schalten des individuellen, vernünftig rasonnirenden Egoismus als Voraussetzung wie als Folge einschliesst. Durch das freie, aller bewussten Rücksichtnahme auf das Ganze enthobene Spiel dieser individuellen, vernünftig rasonnirenden Egoisten wird der wirthschaftliche Gesamt-Mechanismus, die richtige Vertheilung von Angebot und Nachfrage, die Bewegung der Preise und damit die Selbsterhaltung der Individuen geregelt. So ist die freie Konkurrenz das eigentliche Piedestal desjenigen Utilitarismus, der in dem sinnlichen Wohlbefinden des Individuums den unmittelbaren Quell auch des moralischen Handelns sieht. Denn das Ganze — eben die Gesellschaft der freien Konkurrenz verlangt zu seinem Bestande allem Anschein nach vom Individuum gar keine uneigennütigen, durch edlere Instinkte vermittelten Aktionen, sondern nur solch ein Handeln, wie es der Trieb zum individuellen Wohlsin einem Jeden vorschreibt. Dass also ein Parallelismus zwischen dem Prinzip der freien Konkurrenz und dem Prinzip der egoistisch-rasonnirenden Nützlichkeitsmoral besteht, ist ausser allem Zweifel. Die Frage kann nur sein, ob sich im Einzelnen der Nachweis wird führen lassen, dass das soziale Streben nach einem Zustand freier Konkurrenz kausal bestimmend auf diese utilitarischen Moraltheorien der bürgerlichen Vorkämpfer eingewirkt hat.

Wenn so die Annahme nahe liegt, dass der Utilitarismus mit dem ökonomischen Zukunftsstreben des Bürgerthums in innerlichem Zusammenhange steht, einem Zusammenhang, der vor Allem in der klassischen Nationalökonomie klar hervortritt, so deutet der Glaube an die Allgewalt der Regierung und die Alles ordnende Weisheit des Gesetzgebers vielleicht auf die Epoche des unter merkantilistischer Politik erstarkenden, noch nicht zur Forderung des *laissez faire* herangewachsenen Kapitalismus hin. Schmoller wenigstens in seiner ausgezeichneten Arbeit über die „Wirtschaftspolitik Friedrich des Grossen“ fixirt diesen Regierungsaberglauben als ein charakteristisches Merkmal der merkantilistischen, in praktisch-ökonomischen Bedürfnissen wurzelnden Litteratur. Es ist charakteristisch, sagt er, dass von Macchiavelli bis in's 18. Jahrhundert Staat und Gesellschaft als Kunstwerke aus der Hand grosser Männer erscheinen, die künstlich zusammengehalten werden. Das beherrschende Ideal in der ganzen naturrechtlichen und kameralistischen deutschen Litteratur von 1750 bis 1790 (wo die Kantische Rechtsphilosophie erschien) ist eine „gute Polizei“, d. h. eine starke Reformregierung wird verlangt, die unerbittlich über Privilegien, Lokal- und Sonder-Interessen hinweg die Gesamt-Interessen fördert. Der bekannte Aufklärungsphilosoph und Metaphysiker Christian Wolf, der ausserordentlichen Einfluss hatte, preist, wie viele, China mit seiner Vielregiererei als Musterstaat. Sein Staat hat Polizeisorge für Glückseligkeit, ist für Alles, für Lohn, Beschäftigung, Preis, Bevölkerung und Arbeiterzahl, ja für die Tugenden verantwortlich. Und noch 1767 feiert der berühmte Nationalökonom James Steuart, in England der unmittelbare Vorgänger von Adam Smith, die Macht und Weisheit des Staatsmannes, der kraft seiner erleuchteten Einsicht überall in das gesellschaftliche und ökonomische Ge-

triebe eingreifen darf. Wenn die materialistischen Philosophen so viel Glauben an die Wunderkraft einer weisen Gesetzgebung zeigen, sollten da nicht ihre Gedanken irgendwie von denselben realen ökonomischen Verhältnissen beeinflusst sein, durch welche die ökonomischen Schriftsteller der merkantilistischen Epoche zu dem gleichen Glauben getrieben werden? Auch an diesem Punkte scheint der Parallelismus auf einen tieferen ökonomisch-kausalen Zusammenhang zu deuten.

(Schluss im nächsten Heft.)

## Die erste Bedingung einer wahrhaft freien Arbeit.

Von Prof. Miguel de Unamuno in Salamanca.

The limbs increase; but liberty of mind  
Is gone for ever; this organic frame  
So joyful in her motions, is become  
Dull, to the joy of her own motions dead.

Wordsworth: The Excursion, book VIII.

Die Glieder wachsen; die Freiheit aber  
Der Seele ging dir für immer dahin.  
Dem Tode, Menschheit, gabst du dein

Empfinden

Und, wehe dir, deine Schaffenslust preis.

Bekanntlich verstehen wir in der Mechanik unter dem Begriff „Arbeit“ die Ursache der zur Ueberwindung eines Widerstandes stattfindenden Bewegung, oder, nach Clark Maxwell, „die von einem System auf ein anderes übertragene Energie“. Mit dem Ausdruck „physiologische Arbeit“ können wir in der Biologie denjenigen Prozess eines Organismus bezeichnen, vermittels dessen er sich seiner Umgebung anzupassen strebt, jenen Auswechslungsprozess, in welchem das Leben selbst besteht, soweit es eine Anpassung erfordert, eine Ueberwindung eines Widerstandes nothwendig macht. Beim Menschen zeigt sich eine neue Reihe von Erscheinungen, nämlich, neben der bewussten Anpassung des Menschen an seine Umgebung, der Prozess, vermittels dessen der Mensch seine Umgebung sich anzupassen sucht. Er passt sich der ihn umgebenden Welt an und diese Welt sich selbst.

Aus der Fülle der in mir zur Empfindung gelangenden Erscheinungen der Aussenwelt, die mich umgibt und erhält, bildet sich durch eine organische Kondensation mein inneres Bewusstsein. Bei diesem Prozesse reagirt bereits die Welt meines Bewusstseins auf ihre Grundursache, die Aussenwelt. Es findet ein beständiges, nach allen Seiten hin sich erstreckendes Hin- und Zurückfließen statt zwischen meinem Bewusstsein und der mich umgebenden Natur. Diese mich umgebende Natur ist ja meine eigene, innerste Natur. In demselben Maasse, wie mein Geist, der sich mit Eindrücken aus der Aussenwelt sättigt, an die Stelle der Natur tritt, durchgeistige ich die Aussenwelt. Aus dieser Summe von Wechselwirkungen entsteht in mir das Bewusstsein, der Treffpunkt der Innen- und Aussenwelt. Es entsteht mein Ich; mein Ich, ehe es zum Bewusstsein gelangt nur eine Einzelercheinung der gesammten Natur zu sein.

Im Einzelnen auszuführen, in welcher Weise die Umgebung den Menschen beeinflusst und der Mensch seine Umgebung, ist an dieser Stelle wohl unnöthig.

Der durch seine Umgebung modifizierte Mensch, modifiziert diese seinerseits. Durch Aktion und Reaktion wirken Mensch und Umgebung beständig aufeinander ein. Unsere Umgebung bot uns den Anlass selbst unsere Hände auszubilden, mit welchen wir uns die für die äussere Welt bestimmten Werkzeuge schufen, während wir in unserer innern Welt die Idee des Werkzeuges und seines Gebrauches erfassten. Der Gebrauch der Werkzeuge bereicherte unsern Verstand, und unser so bereicherter Verstand bereicherte die Welt, der wir die Werkzeuge entnommen hatten. Sie gehören also gewissermassen beiden Welten an, der inneren und der äusseren. Mit der Anwendung der Werkzeuge wird die eigentlich menschliche Arbeit ein Faktor unseres Anpassungsprozesses.

Jede Arbeit ist von einem Gefühl der Anstrengung begleitet; diese Anstrengung ist aber, streng genommen nichts anderes, als unsere zur Ueberwindung des Widerstandes der Umgebung aufgewandte Thätigkeit, also das Resultat einer unvollständigen Anpassung. Die Anstrengung bei einer Arbeit rührt daher, dass wir einen grossen Theil unserer Energie zur Ueberwindung des Widerstandes des Materials aufwenden müssen. Jede Handlung vollzieht sich um so automatischer, je grösser die Anpassung ist, welche stattgefunden hat, je geringere physische Mühe sie hervorbringt. Anders verhält es sich mit der psychischen Anstrengung, dem moralischen Unbehagen bei einer Handlung; hier handelt es sich eben um einen Widerstand rein geistiger Natur.

Die biblische Legende erzählt, dass Gott den Stammeltern des Menschengeschlechts die Arbeit als Fluch und Strafe auferlegte, weil sie vom Baume der Erkenntniss des Guten und Bösen gekostet hatten, um dadurch Gott gleich zu werden. Man pflegt diesem Symbolismus eine tiefe Bedeutung beizulegen, weil das Menschengeschlecht mit seiner Gesellschaftsform und seiner Sprache sich zu einem immer vernunftgemässeren Leben entwickelt hat, weil das Bestreben, immer mehr Mensch, Uebermensch, zu werden, die beständige Bemühung hervorgerufen hat, die Welt dem Menschen anzupassen, die Natur zu vermenschlichen, um so Gott gleich zu sein, das heisst durch Verstand und Wissenschaft Herr zu sein über die blinden Naturkräfte.

Durch einen schon sehr oft beschriebenen natürlichen Prozess bewirkte das Grundprinzip aller Volkswirtschaft, möglichst viele Vortheile bei möglichst wenig Anstrengung zu erlangen, die Arbeitstheilung. Bei der heutigen fehlerhaften sozialen Organisation brachte die Arbeitstheilung viele dauernd gewordene verderbliche Folgen mit sich. Bekannt ist die Redensart: „Wenn ein Arbeiter nichts weiter als Stecknadelknöpfe macht, so wird sein eigener Kopf selbst zuletzt zum Stecknadelknopf.“

In diesen Worten finden wir den hauptsächlichsten Nachtheil der modernen Arbeitssklaverei angedeutet, nämlich die durch die Arbeitstheilung herbeigeführte vollständige innere Losreissung der Arbeit des Einzelnen von der Gesamtarbeit. Hierauf will ich im Folgenden näher eingehen.

Die Arbeitstheilung hat nur dann einen vernünftigen Sinn, wenn sie stattfindet in Hinsicht auf ihren Zusammenhang mit dem Ganzen, das durch sie vorbereitet wird, und zu dem sie dient, genau wie eine Analyse nur in Hinsicht auf die Synthese geschieht. Wie aber über der Arbeitstheilung das Gesamtprodukt steht, so enthält auch das Gesamtprodukt den eigentlichen lebendigen und lebensfähigen Urkeim, den wir mit einem, einer verwandten Ideensphäre entlehnten Ausdruck das Protoplasma und die Basis der Solidarität und des Fortschritts nennen können. Die wesentliche innere Ursprungsgleichheit des Getrennten macht erst die eigentliche Gesamtleistung möglich. Die bestimmte einzelne Funktion macht ein Organ von anderen verschieden, trotzdem aber bewahrt dasselbe einen potentiellen Widerstand gegen diese Differenzierung, d. h. eine gewisse Fähigkeit, sich einer anderen Funktion anzubequemen. In jedem Organ lebt eben der ewige Organismus.

Der Arbeiter, der aber ein Sklave seiner Funktion geworden ist, sowohl in geistiger wie in körperlicher Hinsicht, reduziert nicht nur seine Fähigkeit auf eine ganz einzelne Thätigkeit, sondern er verkleinert auch sein menschliches Bewusstsein und verliert schliesslich die klare Idee seiner Stellung. Der Arbeiter, der nur ein Stück macht, pflegt sehr häufig die Bedeutung und den Zweck eines einzelnen derartigen Stückes für die Gesamtprodukte, von welchen das Stück ein Theil ist, nicht zu kennen, während ihm andere Male die Bedeutung des Gesamtprodukts, zu dessen Fertigstellung er einen Beitrag liefert, unbekannt ist, und er fast niemals eine Idee vom sozialen Werthe seiner Arbeit hat. Er arbeitet eben, um den Lohn eines Tages zu verdienen, weil der Unternehmer ihn arbeiten lässt, um sein Erzeugniss zu verkaufen; die ursprüngliche und direkte Beziehung zwischen Erzeugniss und Verbrauch hat sich getrübt. Bei solchen Verhältnissen kann nicht von gesunder Arbeit, sondern nur von mühseliger Arbeit die Rede sein.

Das geistige Leben eines Menschen kann sich nur dann in seiner ganzen Fülle entwickeln, wenn alles und das Mittel selbst zum Zweck wird, wenn in unserem Bewusstsein sich der Unterschied zwischen Zweck und Mittel verwischt, wenn wir sehen, dass jedes Mittel ein Zweck und jeder Zweck ein Mittel ist, wenn wir jeden Tag als ersten und letzten unseres Lebens ansehen und als einen neuen Punkt im Leben der Menschheit: dann denken wir nicht an den Tod, da wir vollständig freie Menschen sind, Menschen, deren Weisheit in der Betrachtung des Lebens besteht, wie solches der tiefe Sinn des Spinoza'schen Satzes: „Homo liber de nulla re minus quam de morte cogitat et eius sapientia non mortis sed vitae meditatio est!“ (Prop. 67 part. IV.) (Der freie Mensch denkt über nichts weniger nach, als über den Tod, und seine Weisheit ist keine Betrachtung über den Tod, sondern über das Leben.) Ist unser Augenmerk auf ein Ideal gerichtet, so durchdringt uns am Besten das Horaz'sche „carpe diem“, und wenn wir den einzelnen Tag nützlich wahrnehmen, so verwirklichen wir am Besten das Ideal.

Den Zweckbegriff trägt der Mensch in die Welt hinein; die Natur ist zwecklos, ateleologisch. Das menschliche Bewusstsein hat die Zwecke geschaffen, und allem einen Zweck beilegen, heisst die Natur vermenschlichen. Betrachten wir alles als Zweck, so fällt der Unterschied zwischen Mittel und Zweck weg; der uns heute geläufige Begriff „Zweck“ löst sich dann eben auf, der Pantheismus wird zum Fleisch und Blut des Lebens, die Natur hat sich vermenschlicht.

Ohne Zweifel ist es rationell, die Arbeit sowohl als Zweck wie auch als Mittel zu betrachten; sie als Endzweck hinstellen, heisst die Arbeit durch sich selbst möglich machen. Die Arbeit macht den Arbeiter vollkommner, soweit sie selbst eine ihm vollkommen bewusste und freie ist. Wie das ideale Ziel der Mechanik die absolute Verwerthung der Bewegungsenergie ist, d. h. die kontinuierliche Bewegung, das perpetuum mobile, so ist das Ziel der Wirtschaftslehre die absolute Verwerthung der körperlichen und geistigen Kraft des Menschen, die Arbeit, welche den Menschen vervollkommnet, ihn zum Uebermenschen erhebt.

Gesunde Arbeitstheilung ruht auf einem Boden, der die Zusammengehörigkeit mit der Gesamtleistung gestattet. Für eine gesunde Arbeitstheilung sind die nothwendigen Voraussetzungen: klares Bewusstsein der Einheit der Arbeit selbst, eine klare Anschauung des ökonomischen Gesamt-Organismus und die innere Ueberzeugung eine gesellschaftlich nützliche Arbeit zu vollziehen. Der Arbeiter soll sich je nach seiner Fähigkeit in einem Zweige besonders ausbilden, aber auf Grund des Bewusstseins der Zugehörigkeit seiner Arbeit zu einem ganzen Werke; wie ein jeder Mensch seine individuelle Persönlichkeit als spezielle Form der gemeinsamen Menschheits-Persönlichkeit entwickeln soll. Unser Ruhm ist es, in uns eine individuelle Erscheinungsform

der Menschheit zum Ausdruck zu bringen, und unsere Pflicht, das allgemein Menschliche in uns dadurch zu pflegen, dass wir zur Bethätigung desselben eine spezielle Erscheinungsform darstellen.

Je reicher dieser kollektive Untergrund unserer Persönlichkeit ist, desto lebensvoller wird unsere persönliche Bethätigung sein, desto persönlich bedeutungsvoller unser Leben. Was sind denn die Genies und Heroen? Was anders als Menschen, welche in ihrer Person den allgemein menschlichen Untergrund in höherem Maasse zum Ausdruck brachten als die übrigen? Was anders als Völker die sich in einer Person darstellen? In den dunkelsten Schichten unseres Unbewusstseins lebt die Kollektiv-Seele, gleich wie die Seele der Natur. Sie müssen wir mit dem Licht unseres Bewusstseins erhellen, sie müssen wir beleben, um so unserer Individualität zu ihrem sozialen Werthe zu verhelfen. Unsere Arbeit hat nur dann Werth, wenn sie in dem Bewusstsein der Kollektivität wurzelt.

Heute wird das wirthschaftliche Leben durch das Zusammenwirken und durch das Spiel des Egoismus der Einzelnen regiert, durch einen Egoismus, der der Gesamtarbeit gegenüber blind ist. So ergiebt sich ein mechanisches, kein dynamisches System. Wann kann man nun von einem wirthschaftlichen Organismus sagen, er sei bewusst und vernünftig? Nur dann, wenn die Handlungen des Einzelnen in ihrer Gesamtheit als integrirende Elemente eines Gesamt-Organismus erscheinen, aus dem sie ihre Wirksamkeit und ihren Werth empfangen; nur dann, wenn der Egoismus aller Einzelnen, zu seiner höchsten Form, dem Altruismus sich erhebt, der Form, welche uns lehrt, nunmehr unser Selbst vom Standpunkte der Umgebung aus zu betrachten, nachdem wir die Umgebung vom Standpunkte unseres Selbst aufgefasst, welche uns den centrifugalen Impuls mit dem centripetalen in Einklang bringen lässt und in uns das lebendige Bewusstsein wachruft, dass die ganze Welt unser Ich ist, und unser Ich nur ein Bruchtheil der Welt, mit der wir in unablässigem wechselseitigen Austausch stehen.

Nun besteht der menschliche Fortschritt darin, dass wir unsere eigene Differenzirung auf unsere Umgebung übertragen, sie dadurch differenziren und in ihrer Gesamtheit bereichern. Dies ermöglicht uns tagtäglich mehr und mehr zu den wichtigsten integrierenden Faktoren unserer Umgebung zu werden. Das Maschinensystem brachte nun durch seine Differenzirung der Werkzeuge für den Menschen eine gewisse Möglichkeit der Nicht-Differenzirung mit sich, sodass er aus dem Sklaven zum Herrn seiner Maschine wurde. Auf gleiche Weise hat die Spezialisirung der Wissenschaften dahin gewirkt, dass das lebendige Erfassen einer jeden einzelnen Wissenschaft, sowie des Gesamtwissens erleichtert wurde. Lediglich dank der vorangegangenen Spezialisirung sehen wir heute in jeder einzelnen Wissenschaft alle, gleichsam zur ursprünglichen belebter gewordenen Gemeinschaft zurückkehren. Jede Wissenschaft wird schliesslich zur Philosophie, und man wird die Philosophie einst in jeder einzelnen Wissenschaft in der allen Wissenschaften gemeinsamen Grundlage suchen.

Dieses Bewusstsein der gemeinsamen Grundlage fehlt bei der Arbeit, und es muss das ideale Ziel der sozialistischen Erziehung sein, dass jeder Arbeiter sich seiner Stellung und seiner Würde bewusst wird. Jeder Einzelne muss bei der Lösung seiner Einzelaufgabe erfüllt sein von dem Gedanken an die Gesamtaufgabe, von dem Gedanken, dass er die ganze Gesellschaft in sich trägt, dass die Gesellschaft aus allen ihren Mitgliedern besteht und dass jeder Einzelne die ganze Gesellschaft vertritt.

Man spricht viel von der Demokratie und ist sich doch kaum klar über die wirthschaftliche Demokratie. Wie die politische Demokratie darin besteht, dass alle befähigten Bürger an der Regierung theilnehmen, so besteht die

wirtschaftliche Demokratie darin, dass alle Arbeiter an der Organisation der Arbeit theilnehmen und an der Verwaltung der Sachgüter, der wirtschaftlichen Integrität der aus gemeinsamem Ursprung differenzirten Energien. Und ist etwa die Funktion des Arbeiters eine in geringerem Grade öffentliche als die gesetzgeberische und richterliche?

\* \* \*

Welche Arbeit ist nun wahrhaft frei? — Eine Handlung ist frei, wenn wir uns ihres Zweckes bewusst sind. Frei sein bedeutet hier, sich des zu erreichenden Zweckes bewusst sein. Frei werden wir aber durch die Vernunft, denn die Freiheit ist nichts Anderes als die Durchdringung des Wollens durch die Vernunft. Freie gesellschaftliche Arbeit ist also eine solche, deren gesellschaftlicher Zweck uns zu klarem Bewusstsein gelangt ist. Dieses Bewusstsein schliesst die Erkenntniss in sich ein, dass ein Wesensunterschied zwischen geistiger und manueller Arbeit nicht besteht, dass alle Arbeit eine Einheit ist.

Diese Erkenntniss durchdringt bei der wahrhaft freien Arbeit, über deren sozialen Zweck wir uns klar bewusst sind, erfrischend und belebend die tiefsten Schichten unseres Geistes, idealisirt die Arbeit und verwandelt sie in ein ernstes Spiel, die Quelle der Kunst. Das Bewusstsein der wirtschaftlichen Integrität unserer Arbeit und ihrer sozialen Nützlichkeit vermag einzig und allein aus der idealisirten Arbeit die Kunst zu gestalten und aus dem Leben selbst Kunst und Ruhm zu schöpfen.

„Aus dem Spiel entspross die Kunst“, lehrte Schiller, „aber die Mühseligkeit der Arbeit verliet ihr Heiligkeit und Tiefe.“ Das Spiel ohne Ideal, ohne Arbeit führt zum Sportthum; die Arbeit ohne Freude macht den Menschen zur Maschine.

Das moderne Leben birgt eine bittere Trübsal, es ist das schmerzliche Bewusstsein, welches viele Arbeiter von der Zwecklosigkeit, von der Verderblichkeit ihrer Arbeit, von der Nutzlosigkeit (für sie selbst) haben. Zitternd vor Kälte näht ein armer Schneider ein Pelzgewand, um einen elenden Tagelohn zu verdienen, und ein Arbeiter in Luxussachen sucht den Schlaf der Vergessenheit an einem Herde, der ihm die Seele vor Kälte erstarren lässt. Um seinen Kindern Brot zu schaffen, lehrt ein Professor Kenntnisse, von denen er weiss, dass seine Schüler sie vergessen werden, und von denen er wünscht, dass sie sie vergessen. Die englischen Strafgesetzbücher enthielten einst eine entsetzliche Strafe. Sie bestand darin, dass die Zuchthäusler einen Hebel in Bewegung setzen mussten, der mit keinem Mechanismus in Verbindung stand, keine nützliche Leistung bewirkte. Man sagt, dass Manche aus Schmerz darüber starben. Welche grausige Strafe ist es, einen Schöpfeimer in einen leeren Brunnen hinabzulassen! welche entsetzliche Mythen sind die von Sisyphos und den Danaiden!

Schon oft hat man den kühnen Eifer hervorgehoben, mit dem die Feuerwehrleute arbeiten, um einen Brand zu löschen und Menschen zu retten, und wie oft erfüllen dieselben Leute ihre gewöhnliche Arbeit unwillig. Nie werde ich den Eifer und die Begeisterung vergessen, mit der sich ein äusserst nachlässig seiner Pflicht obliegender Arbeiter in einen Fluss stürzte, um ein Kind zu retten.

Eine verhängnissvolle Polarisirung hat dem kapitalistischen Unternehmen den Haupttrug in der menschlichen Arbeit eingeräumt. Auf der einen Seite die unbewusste erniedrigende Arbeit, die Sklavenarbeit, die mühselige Jagd nach dem Tagelohn, auf der andern das Sportthum, das Spiel ohne Ernst, ohne Ideal. Aber die Arbeitstheilung hat einerseits die Arbeit mit ihrem Ernst und ihrem Schmerz tief in das moralische Bewusstsein eingewurzelt und sie andererseits mit ihrem hohen Idealismus, ihrem Selbstzweck als Grundlage der irdischen Glückseligkeit zu unserer Erkenntniss gebracht. Wenn dieser kapitalistische Gegensatz verschwunden, das gesunde Gleichgewicht zwischen Produktion und

Konsum hergestellt, die richtige Vertheilung und Verwerthung der Gesamtarbeit die höchste Aufgabe einer bewussten sozialen Leitung geworden sein werden: dann werden Arbeit und Spiel zu einem harmonischen Ganzen geeint, Pflichterfüllung und Glückseligkeit zu einer einzigen Empfindung verschmolzen, der Dualismus zwischen Zweck und Mittel überwunden sein. Man wird leben um zu arbeiten und arbeiten um zu leben, Arbeit und Leben werden sich gegenseitig durchdringen. Das Leben ist dann selbst Arbeit, die Arbeit das Leben; dann wird man zur höchsten hehrsten Einheit gelangt sein, der Einheit von Glückseligkeit und Pflicht.

## Gedichte.

Von Hedwig Lachmann in Berlin.

### Bis in den Tod.

Sie diente ihm, still, unerschrocken,  
Als Weib und Magd an fünfzig Jahr.  
Sie schob ihm zu die besten Brocken,  
Nahm seine kleinsten Wünsche wahr.

Sie hat sechs Kinder ihm geboren  
Und hielt sie seinem Unmuth fern.  
Sie hat sich ganz an ihn verloren  
Und ihm gehorcht als ihrem Herrn.

Nun starb er ihr. Noch lebenskräftig  
Bleibt sie zurück, verzagt und fremd.  
Zum letzten Mal für ihn geschäftig,  
Bereitet sie sein Todtenhemd.

Mit ihren Händen hart und hager  
Wäscht sie den steifen, kalten Leib,  
Und dient ihm an dem stillen Lager  
Zum letzten Mal als Magd und Weib.

### Vom Vorübergehn.

„Wo man nicht mehr lieben kann,  
da soll man vorübergehn.“

Nietzsche.

Und weil du Mensch bist, weil als Höchstgewinnst  
Nur neue Noth und Mühsal deiner harrt,  
Und weil du schauernd in die Tiefe sinnst  
Und dich der bunte Sinn des Lebens nart:  
So wahr du deinem Schicksal nicht entrinnst,  
Das schon den Kahn dir schickt zur Ueberfahrt,  
Verweile nicht, wo dir ein Schreckbild grinst,  
Blick in die Zukunft, flieh die Gegenwart —  
Geh vorüber!

Vorüber! Mach nicht vor dir selber Halt,  
 Dich irrt dein Inneres und dein Geschick,  
 Dich schreckt ein Ehemals, dich höhnt ein Bald,  
 Und hinter dir liegt schon das grösste Stück.  
 Sähest du in's Kommende durch einen Spalt,  
 Was sähest du da? Vielleicht ein todes Glück.  
 Vorüber! An der Grenze weht es kalt,  
 Verhülle dich und schau nicht mehr zurück —  
 Geh vorüber!

An jenem Strom vorbei, halte dich fest,  
 Er wälzt Geröll und eklen Schlamm daher,  
 In seinen Fluthen lauert das Gebrest,  
 Es ist der Lüste aufgewühltes Meer.  
 Weh, wenn dich hier ein Taumel zaudern lässt,  
 Der Steg ist leicht und deine Bürde schwer;  
 Ergreife das Geländer, halt dich fest,  
 Blick in die Tiefe nicht von ungefähr —  
 Geh vorüber!

Du zagst? Du hemmst den matten Schritt und zagst,  
 Hier hast mit vollen Händen du gesät,  
 Hier streutest du einst Liebe, und du klagst:  
 All ihre Blüthen hat die Zeit verweht.  
 Was hilft es dir? Weit besser, du entsagst!  
 Was nicht verweht wird, das wird abgemäht.  
 Bescheide dich! Das nur vermagst  
 Du ganz. Vorüber! Es ist spät —  
 Geh vorüber!

Hier aber, hier, an diesem Ort halt Rast!  
 Blick hin! Greif an dein Menschenherz! Erbarm  
 Dich, Mensch, so du noch ein Erbarmen hast:  
 Hier siehst du ärgre Qual als deinen Harm.  
 Sieh, wie sie schleppen an der rohen Last,  
 Für dich, für dich! Sieh diesen bleichen Schwarm!  
 Dass du hier nicht mit leeren Händen nahst!  
 Du weinst? Du weinst? Wehe, du bist so arm —  
 Geh vorüber!

## Das Proportional-Wahlsystem.

### I.

Einer der wenigen Berliner Anträge, die auf dem Breslauer Parteitag zur Annahme gelangten, war der Antrag des fünften Berliner Wahlvereins, auf die Tages-Ordnung des nächsten Parteitags ein Referat über

das Proportional-Wahlsystem zu setzen. Nach einer kurzen Begründung durch einen der Berliner Delegirten, Drescher, wurde der Antrag ohne jede Debatte angenommen. Der diesjährige Parteitag wird sich also mit dieser Frage eingehend zu befassen und zweierlei zu entscheiden haben. Er muss sich einmal darüber klar werden, ob die Forderung der Proportional-Wahl grundsätzlich festzuhalten oder aufzugeben ist; entscheidet sich der Parteitag für ihre grundsätzliche Beibehaltung, so wird er zweitens nicht umhin können, das nach seiner Ansicht geeignetste System zu bezeichnen!

Da die Frage der Proportional-Wahl eine ziemlich wichtige aber recht komplizierte ist, so dürfte es nicht unangebracht erscheinen, sie schon einige Monate vor dem Parteitag wieder zu behandeln, um die Diskussion darüber in Fluss zu bringen.

Zweimal ist es zu einer ausführlichen Diskussion der Frage in der sozialdemokratischen Presse gekommen, und beide Male hat sie denselben eigenthümlichen Verlauf genommen. Im ersten und einzigen Jahrgang der „Zukunft“ (Sozialistische Revue) fand 1878 eine Erörterung statt, an der mit einer Ausnahme lauter Anhänger des neuen Wahlverfahrens sich beteiligten, aber merkwürdiger Weise hatte jeder über die praktische Ausführung der Sache eine andere Ansicht, die er für die allein richtige erklärte. Nur Kayser trat gegen das Prinzip der Proportional-Wahl in die Schranken und sprach sich grundsätzlich und entschieden für das geltende Reichstags-Wahlrecht aus. Zu einer Antikritik seiner Kritik ist es nicht gekommen.

Unter dem Sozialistengesetz hat meines Wissens keine nähere Erörterung der Frage stattgefunden. Dann aber wurde die Forderung 1891 auf dem Erfurter Parteitag ins Parteiprogramm aufgenommen\*), wobei Liebknecht, der schon seit Jahrzehnten für die Sache begeistert war, erklärte:

„Die Forderung ist so selbstverständlich, sie ist von unsern Zeitungen schon so oft auseinandergesetzt und befürwortet worden, dass ich mich einer näheren Kommentirung enthalten kann. . . Das ist so augenfällig und so klar, dass jeder Unbefangene es sofort einsieht. Praktische Bedenken liegen nicht vor — nur das Interesse der herrschenden Klasse steht im Wege.“

1894 begann die Diskussion wieder, indem Peter Braun in der „Neuen Zeit“ (Jahrgang XII, S. 303) einen funkelnagelneuen Vorschlag veröffentlichte. Darauf fühlten sich einige Proportionalisten veranlasst, die Zahl der vorhandenen Systeme durch einige neue zu vermehren. Auch Bebel kam in seiner Broschüre: „Die Sozialdemokratie und das allgemeine Stimmrecht“ auf seinen schon 1878 in der „Zukunft“ gemachten Vorschlag zurück. Darauf unternahm ich es, das ganze System einer eingehenden Kritik zu unterziehen (Neue Zeit, Jahrgang XIII, 2, S. 68), die aber leider keinen der Proportionalisten zur Vertheidigung seiner Position in die Schranken rief. Dagegen wurde nach einem Vortrag des verantwortlichen Redakteurs dieser Zeitschrift, Sassenbach,

\*) Im alten Gothaer Programm war sie bekanntlich nicht enthalten.

der sich gegen die Proportionalwahl wendete, das Thema in einer Versammlung des V. Berliner Wahlvereins eingehend erörtert und der schon erwähnte Beschluss gefasst, eine Entscheidung des Parteitags herbeizuführen.

Wenn ich nun meine Ansichten an dieser Stelle nochmals vertrete, so thue ich es hauptsächlich, um eine Diskussion hervorzurufen, die sich hoffentlich nicht auf die Aufstellung und Propagierung noch weiterer Systeme beschränken, sondern das Problem nach allen Seiten hin behandeln und die Meinungen klären wird, bevor die endgiltige Entscheidung fällt.\*)

Eine Kritik des Proportional-Wahlsystems hat zuerst die grundsätzliche Bedeutung und Berechtigung der Forderung und dann die Möglichkeit ihrer praktischen Verwirklichung zu untersuchen.

## II.

Der Proportionalismus ist unbestreitbar ein Kind des Rationalismus und des Naturrechts der Aufklärungsperiode. Einer Zeit, die überzeugt war, dass es nur der „Vernunft“ bedürfe, um die „ewige Gerechtigkeit“ und alle möglichen „ewigen Wahrheiten“ zu verwirklichen, und der jeder historische Sinn abging, einer solchen Zeit musste auch der Gedanke nahe liegen, durch ein klug ersonnenes Wahlssystem alle Mängel des bisherigen Verfahrens mit einem Schlage zu beseitigen und so auf dem Gebiet der Politik der „ewigen Vernunft“ und der „ewigen Gerechtigkeit“ gleichzeitig zum Siege zu verhelfen. Es ist also begreiflich, dass der Grundgedanke einer proportionalen Vertretung zuerst in der Zeit der französischen Revolution auftauchte. Klar und deutlich stellte Mirabeau dieses Prinzip in einer von den Proportionalisten immer wieder angeführten Rede auf: „Die Parlamente sind für die Nation dasselbe, was die Landkarte für die äussere Gestalt des Landes; in seinen Theilen wie im Ganzen soll das Bild stets dieselben Verhältnisse haben wie das Original.“ 1793 hatte sich der Convent mit Vorschlägen zu befassen, die eine Vertretung der Minderherheit wünschten, und die besonders von St. Just und Condorcet befürwortet wurden. Auch später sind für unser System fast durchweg Männer eingetreten, die mehr oder weniger, als Ausläufer des Rationalismus gelten dürfen: Victor Considerant, Fouriers bekanntester und bedeutendster Schüler, John Stuart Mill, Robert v. Mehl, Blunschli u. A. Auch die Begeisterung mancher deutschen Sozialdemokraten für den Proportionalismus dürfte sich zum guten Theil aus dem Einfluss des Rationalismus erklären, dem sie sich trotz Marx und Engels nicht ganz zu entziehen vermochten.

Echt rationalistisch wie die ganze Idee ist auch das Selbstbewusstsein, das ihre Vertreter beseelt; sie wissen ja, dass sie die Formel gefunden haben, die alle Schwierigkeiten und Widersprüche sofort beseitigt, dass ihnen die Entdeckung des Steines der Weisen gelungen ist. Bei

\*) Wer sich näher unterrichten will, sei auf die in der „Neuen Zeit“ (a. a. O.) angeführten Schriften verwiesen. Ausserdem nenne ich hier noch: Gageur, „Reform des Wahlrechts in Baden und im Reich“, 1893, und Röder, „Ein neues Reichstagswahlrecht“, 1896.

allen Proportionalisten, von Victor Considerant bis auf Peter Braun, finden wir die Ueberzeugung, dass sie das „allein richtige“, das „allein gerechte“ Wahlverfahren entdeckt haben. Ja, der Proportionalismus ist sogar für eine „heilige Sache“, für die „Verwirklichung des Christenthums“ erklärt worden. Echt rationalistisch ist es auch, dass die meisten Proportionalisten keine ausführliche Begründung und Rechtfertigung ihrer Forderungen geben, sondern sie einfach als selbstverständlich hinstellen; natürlich, die „Vernunft“ leuchtet ja auch jedem ohne weiteres ein, sobald sie einmal entdeckt und ausgesprochen ist. Nur schade, dass dieses „allein vernunftgemässe System“ ein wahrer Proteus ist, der in fast ebenso vielen Formen auftritt, als es überhaupt Proportionalisten giebt. Echt rationalistisch ist endlich auch der Feuereifer der Anhänger des Systems, die internationale Kongresse abhalten, besondere Fachzeitschriften gegründet und bereits so unendlich viele Bücher, Broschüren und Artikel darüber geschrieben haben, dass ein Königsberger Schriftsteller, Herr Siegfried, augenscheinlich ganz ernsthaft auf die Idee gekommen, eine besondere Bibliographie des Proportionalismus zu verfassen.

Eine ruhige Kritik wird der Grundidee des neuen Systems gegenüber zunächst betonen müssen, dass das Jagen nach dem „allein gerechten“ und „allein richtigen“ Wahlverfahren phantastisch und utopisch ist. Wir werden stets nur in der Lage sein, ein verhältnissmässig brauchbares System zu schaffen. Die Ansichten über die „Gerechtigkeit“ sind relativ, und was der Eine für höchst gerecht hält, wird ein Anderer vielleicht als das schwerste Unrecht ansehen; eine Uebereinstimmung über den Begriff des „Gerechten“ wird sich also kaum erreichen lassen — und am allerwenigsten in unserer Zeit mit ihren scharfen Klassengegensätzen, die eine einheitliche öffentliche Meinung in den allerseltensten Fällen aufkommen lassen — und damit fällt auch schon eine sehr wesentliche Voraussetzung der Forderung eines „allein gerechten“ Wahlverfahrens fort. Ausserdem sollten sich ernsthafte Politiker doch darüber klar sein, dass man Fragen, die, wie die vorliegende, auf's Engste mit dem ganzen politischen und sozialen Leben zusammenhängen, nicht einzig und allein unter dem Gesichtspunkt eines abstrakten Gerechtigkeitsprinzips betrachten darf. Hier kommt es darauf an, die vorgeschlagenen Maassregeln auf Grund der konkreten Thatsachen auf ihre Zweckmässigkeit hin zu prüfen. Alle möglichen Folgen für die gesammte Gesellschaft, wie für die Partei oder Klasse, der man angehört, sind zu überlegen, Schaden und Nutzen ist sorgfältig gegen einander abzuwägen und dann die Entscheidung zu fällen. Doctrinärer Radikalismus, schwächliche Opportunitätspolitik und bornirter Partei-Utilitarismus sind die Klippen, die es zu vermeiden gilt.

Endlich muss auch noch auf das geschichtlich Gewordene Rücksicht genommen werden, eine Anschauung, die freilich dem Rationalismus weltenfern liegt. Wahlsysteme sind historisch entstandene Produkte; und wenn sie sich in Jahrzehnte langer Praxis eingelebt haben und, wie das deutsche Reichstagswahlrecht, vom Vertrauen der grossen Massen des Volkes getragen werden, sollte man sich wohl hüten, sie ohne die

allerdingendste Noth mit anderen künstlichen und rein spekulativ geschaffenen Gebilden zu vertauschen.

Aber selbst, wenn man den Standpunkt, auf dem die Proportionalisten stehen, nicht wie ich, grundsätzlich für unhaltbar erachtet, wird man zugeben müssen, dass sie sich in ihren Obduktionen eines eigenthümlichen Widerspruchs schuldig machen. Sie sind strenge Demokraten, die es schwer empfinden, dass die Zahl der Abgeordneten im Parlament, nicht genau mit der Zahl der Anhänger der Partei im Lande übereinstimmt, und es ist ihr Bestreben, diesen Uebelstand durch ihr zahlenrechtes Wahlverfahren zu beseitigen. Sie wollen der wirklichen Mehrheit des Volkes zum Siege verhelfen. Aber um das zu erreichen, um das Majoritätsprinzip auf der einen Seite (bei der Abstimmung im Parlament) besser zur Geltung zu bringen, müssen sie es auf der anderen Seite (bei den Wahlen) entschieden verwerfen.

Berührt es nicht sonderbar, wenn sie einerseits darüber jammern, dass eine Partei mit 10 000 Stimmen ohne Vertreter bleibt, weil die Gegner zufällig 10 001 Stimme erhalten haben, andererseits aber ganz damit einverstanden sind, dass 4 000 001 Wähler, vertreten durch 201 Abgeordneten gegen 4 000 000 Wähler mit 200 Abgeordneten Gesetze machen dürfen, die die 4 000 000 benachtheiligen? Und wenn man gar die bombastischen Ausführungen verschiedener romanischer Proportionalisten liest, wo „der Kampf gegen die ausschliessliche Herrschaft der obliegenden Partei“ als das Ziel der ganzen Bewegung hingestellt wird, wo das Majoritätsprinzip (natürlich nur bei den Wahlen!) für den „grössten Unsinn“ erklärt wird, da es „die Mitglieder der Minderheit zu politischen Sklaven degradirt“, so muss man sich doch fragen, ob mit solchen Exklamationen der Sache der Demokratie, deren oberstes Prinzip nun einmal das Majoritätsprinzip ist, wirklich gedient wird. Es scheint vielmehr nicht unwahrscheinlich, dass sich die Bewegung für den Proportionalismus zu einem Kampf gegen die Demokratie ausgestalten könnte. Denn wenn man so ängstlich die „Vergewaltigung“ der widerstrebenden Minderheit in einem Wahlkreise scheut, kann man sie, ohne die nun einmal praktische Politik nicht möglich ist, dann wirklich noch prinzipiell im Parlament und im Staat rechtfertigen? Muss nicht die geforderte Berücksichtigung jeder Strömung und Ansicht im Volke in konsequenter Weiterbildung zu dem Grundsatz führen, dass nur das Gesetz werden darf, dem alle zustimmen? Man sieht, dass die Ueberspannung des demokratischen Prinzips, wie sie der Proportionalismus mit sich bringt, die Demokratie selbst gefährdet.

### III.

Diese prinzipiellen Erörterungen haben wohl dargethan, dass die Hoffnung auf das „allein gerechte“ Wahlsystem eitel ist. Aber damit ist noch nicht gesagt, dass jedes System der Proportionalwahl schlechterdings unbrauchbar wäre. Es ist im Gegentheil an sich nicht ausgeschlossen, dass das eine oder andere System gegenüber der Wahl in Einzelwahlkreisen bedeutende Vorzüge bieten könnte. Diese Frage

kann nur durch eine Untersuchung der verschiedenen Systeme, der ich mich jetzt zuwende, aufgeklärt werden.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, alle die zahlreichen mehr oder weniger von einander abweichenden Systeme durchzusprechen; es wäre das ein ebenso langweiliges wie unfruchtbares Beginnen. Ich muss mich darauf beschränken, die wichtigsten hervorzuheben, was auch ohne sonderliche Bedenken angeht, da die zahllosen verschiedenen Systeme in der Hauptsache doch nur Variationen einiger Grundformen sind.

Zwei Systeme stehen sich zunächst gegenüber; die „Freilistenwahl“ und die „Wahl nach der geschlossenen Liste“. Die erste ist das Paradestück der Proportionalisten von Fach, die zweite hat sich stets besonderer Beliebtheit bei den deutschen Sozialdemokraten erfreut, und auf sie dürfte sich diesmal vermuthlich die Diskussion in erster Linie konzentriren.

Bei der „Freilistenwahl“ verfügt der Wähler über so viel Stimmen, wie Abgeordnete zu wählen sind. Jede Partei stellt eine Liste auf; alle Listen werden amtlich zusammen gedruckt und dem Wähler übergeben. Er ist aber nicht an die verzeichneten Kandidaten gebunden; er kann ihm nicht passende Namen austreichen und andere dafür einsetzen. Kann er diese Namen auch von den übrigen Listen nehmen, so sagt man, er hat das Recht, zu „panachiren“. Der Wähler kann ferner manchen Bewerbern mehr als eine Stimme geben; er kann eventuell alle seine Stimmen auf einen Kandidaten anhäufen, sie „akkumuliren“, wie der technische Ausdruck lautet. Alle Stimmen werden zusammengezählt; nach dem Verhältniss zwischen der Zahl der abgegebenen Stimmen und der Zahl der zu wählenden Abgeordneten wird der Wahlquotient berechnet, d. h. die Anzahl der Stimmen, die ein Kandidat erreicht haben muss, um gewählt zu sein.\*) Alsdann wird festgestellt, wie viele Stimmen jede Partei erhalten hat, und wie viele Mandate ihr demnach zufallen, und dann, wie sich diese Stimmen auf die einzelnen Kandidaten vertheilen; wer die meisten Stimmen erhalten, ist gewählt.

Dieses System, für das sich auch der internationale Proportionalistenkongress in Antwerpen 1835 erklärt hat, ist theoretisch unbedingt die beste Lösung des Problems, die sich denken lässt. Die Partei wie der einzelne Wähler werden in gleicher Weise in ihren Interessen berücksichtigt. Sehen wir nun zu, wie das System sich in der Praxis gestaltet.

Hier haben wir uns zunächst die Frage vorzulegen, ob das ganze Land einen einzigen Riesenwahlkreis bilden oder ob es in eine Anzahl grösserer Wahlkreise zerlegt werden soll. Es ist ohne Weiteres klar, dass das Proportionalwahlssystem um so vollkommener wirkt, je grösser die Wahlkreise sind, und am vollkommensten natürlich dann, wenn die Stimmen des ganzen Landes zusammengezählt werden.

\*) Auf die verschiedenen Methoden zur Berechnung des Quotienten kann hier nicht eingegangen werden; ich muss hier auf meinen Aufsatz in der „N. Z.“ verweisen.

Man sieht sofort, dass die Anwendung der Freilistenwahl auf einen Wahlkreis von mehr als 10 Millionen Wählern, wie ihn das Deutsche Reich darstellt, schlechterdings unmöglich ist. Jeder Wähler hätte 397 Stimmen abzugeben; selbst wenn also nur  $7\frac{1}{2}$  Millionen Wähler sich an der Wahl beteiligten, so wären doch schon rund 3000 Millionen (3 Milliarden) Stimmen abgegeben. Würde das Wahlalter herabgesetzt, die Zahl der Abgeordneten vermehrt und erhielten die Frauen das Stimmrecht, so könnte man auf mindestens 10 Milliarden Stimmen rechnen! Und nun denke man sich die zahllosen Kombinationen dieser ungeheuerlichen Stimmzahl. Zunächst 15—20 Parteien, dann mehrere tausend Kandidaten, auf die sich diese Milliarden vertheilen! Jedes Wort der Kritik ist diesen Zahlen gegenüber überflüssig.

Das Freilistenwahlsystem kann schon aus rechnerischen Gründen nur in verhältnissmässig kleinen Wahlkreisen durchgeführt werden. Provinzen und selbst Regierungsbezirke sind noch zu gross; Wahlkreise, die 5—6 Abgeordnete zu wählen haben, dürften am geeignetsten sein. Damit wird aber auf eine wirklich radikale Beseitigung der Uebelstände des heutigen Verfahrens Verzicht geleistet. Denn nur bei ganz grossen Wahlkreisen mit sehr vielen Abgeordneten ist die Erdrückung beträchtlicher Minderheiten zu vermeiden. Bei Wahlkreisen mit 5 Abgeordneten ist fast immer die Gefahr vorhanden, dass mindestens ein Sechstel der abgegebenen Stimmen in die Pfanne gehauen wird. Immerhin ist ein numerischer Vortheil gegenüber dem heutigen System vorhanden, der aber durch eine Menge der schlimmsten Uebelstände vollständig aufgehoben wird.

Vor allem ist das System viel zu kompliziert, um jemals volksthümlich zu werden; das Zurechtmachen der Wahlbogen, das Ausstreichen der nicht gewünschten Parteien und Kandidaten, das Panachiren und Akkululiren stellt an die Intelligenz der Wähler Anforderungen, denen sie bei weitem nicht alle gewachsen sind. Ausserdem hat das System einen geradezu einzigartigen „Vorzug“. Unterlassen nämlich die Wähler einer Partei die Stimmenhäufung, geben sie jedem Kandidaten nur eine Stimme, so läuft die Partei Gefahr, von ihren Gegnern „dekapitirt“, d. h. ihrer Häupter beraubt zu werden. Eine Partei hat nicht lauter hervorragende Männer aufzustellen, viele ihrer Kandidaten werden verhältnissmässig unbedeutend sein. Es braucht aber nur eine Anzahl gegnerischer Wähler von ihren Stimmen je eine einzige für die Nullen der feindlichen Partei abzugeben, und der Führer ist durchgefallen. Diese Gefahr darf nicht unterschätzt werden; namentlich kleine Parteien, die selbst nicht darauf rechnen können, einen Kandidaten durchzubringen, werden sich eifrig bemühen, ihre Stimmen wenigstens in dieser Weise zum Schaden des Feindes zu verwenden. Dieser Gefahr kann nur dadurch begegnet werden, dass eine Partei fast alle ihre Stimmen auf den bedrängten Führer konzentriert. Dadurch würde aber die so wie so schon höchst verwickelte Berechnung auf's äusserste erschwert werden. Beabsichtigte und unbeabsichtigte Rechenfehler können leicht mit unterlaufen, und auf das Wahlresultat einen unheilvollen Einfluss ausüben.

Damit kann ich es genug sein lassen; ich glaube nicht, dass die Anwendung der Freilistenwahl auf die deutschen Reichstagswahlen ernsthafte Vertheidiger finden wird.

## IV.

Als das sozialdemokratische Wahlsystem par excellence kann das System der geschlossenen Liste und zwar in seiner Anwendung auf das ganze Reich als einen einheitlichen Wahlkörper gelten. Fast alle von deutschen Sozialdemokraten hinsichtlich des Proportionalismus gemachten Vorschläge beruhen auf dieser Basis. „Das System besteht darin, dass nach Listen im ganzen Lande abgestimmt wird und dass das ganze Land bloß einen einzigen Wahlkreis bildet. Jede Partei hat das Recht, auf ihrer Liste so viele Kandidaten aufzustellen, als überhaupt Mandate zu vertheilen sind. Die im ganzen Lande abgegebenen Stimmen werden zusammengezählt und dann die Gesamtzahl durch die Zahl der Mandate dividirt, und auf die Stimmenzahl, die so herauskommt, entfällt je ein Mandat, und dann vertheilt man einfach.“\*)

Man kann dem System die Anerkennung nicht versagen, dass es einfach, leicht verständlich und durchführbar ist, obwohl man die Befürchtung, Irrthum und Betrug könnten bei der Berechnung des Wahlergebnisses manche Parteien benachtheiligen, nicht ganz zu unterdrücken vermag. Könnte aber dieser Uebelstand ausgeschlossen werden, so würde thatsächlich eine „zahlenrechte“ Vertretung der Parteien erlangt werden, die die Mandate der Sozialdemokratie schon heute verdoppeln würde.

Aber merkwürdig: Dieses von den Sozialdemokraten in ihrem eignen Interesse geforderte System wird gleichzeitig von ihren erbittertsten Gegnern als bestes Mittel zur Vernichtung der Sozialdemokratie gepriesen! 1885 hat der frühere Botschaftsrath von Hirschfeld diese Parole ausgegeben, 1893 und 1896 ist dieser Gedanke von dem badischen Staatsanwalt Gageur und einem Herrn Röder wieder aufgenommen worden. Der Umstand muss doch stutzig machen und zu einer sorgfältigen Prüfung der Frage, ob mit diesem System wirklich dem Interesse der Sozialdemokratie gedient ist, herausfordern. Ich will die Gründe, die meines Erachtens gegen das System sprechen, noch einmal kurz auseinandersetzen, wobei ich gleichzeitig die mir zu Ohren gekommenen Einwendungen berücksichtigen will.

Es wird zunächst von keiner Seite bestritten, dass die Wahlbewegung ihren Charakter ändern würde. „Indem jeder Wähler für eine Partei sich erklären muss, wählt er nicht nach Personen, sondern nach Grundsätzen, wodurch die politische Bildung bedeutend gefördert und der Personenkultus vernichtet würde“, meint Bebel. Aber andererseits ist zu bedenken, dass der Wahl der Charakter eines Kampfes ganz genommen würde, da es sich nicht mehr um Sieg oder Niederlage in einem einzelnen Wahlkreise handelt. Heute kann es jeder Wähler mit Händen greifen, dass die Politik ein beständiger Krieg zwischen den einzelnen Klassen oder Parteien ist. Das System der so viel ge-

\*) Liebknecht in Halle. Protokoll S. 170.

schmähten Stichwahlen zeigt ihm, dass im politischen Leben oft genug das kleinere Uebel gewählt werden muss. Dadurch lernt er verstehen, dass alle Gesetzgebung nur durch einen fortgesetzten Kompromiss möglich ist, da sie keine Klasse nach ihrem Willen allein gestalten kann. An die Stelle dieser packenden Wirklichkeit soll die langweilige Ausrechnung des Wahlresultats treten! Wir würden ein politisches Bildungsmittel von grösster Bedeutung verlieren, das die prinzipiellste Abstimmung nach dem neuen System nicht ersetzen könnte; ausserdem würde sie wahrscheinlich in einem verbohrtten Doktrinarismus ausarten, eine Gefahr, die die Sozialdemokratie ganz besonders zu fürchten hat.

Meines Erachtens würde auch die Wahlbetheiligung geringer werden; freilich kann man dagegen einwenden, dass heute in Wahlkreisen, wo der Sieg einer Partei sicher sei, die Wahlbetheiligung schwach sei, da ja die überflüssig abgegebenen Stimmen keinen Effekt mehr erzielten, während beim Proportional-Wahlverfahren jede Stimme zur Geltung komme. Aber ich glaube, dass dieser Umstand nicht ausreichen wird, um die Wähler zu stimuliren, da die Nothwendigkeit, alle Kräfte anzuspinnen, nicht in dem Maasse wie heute, wo fast alle Siege nur mit kleinen Mehrheiten erfochten werden, jedem zum Bewusstsein kommt. Aber schliesslich ist das ein Punkt von relativ geringer Bedeutung.

Was die meisten Sozialdemokraten von dem neuen Wahlverfahren erwarten, und weshalb es ihnen so lieb geworden ist, das ist die Stärkung der Partei und des Parteiwesens überhaupt. Ich glaube aber, dass das Gegentheil die Folge sein wird, dass eine völlige Zersplitterung der Parteien eintreten wird. Es sind verschiedene Momente, die zu demselben Ziele hindrängen.

Da die Kandidaten-Liste für das ganze Reich aufgestellt wird, so muss nothwendig der Einfluss der lokalen Organisationen vor dem der Zentralstelle zurücktreten. Die Macht der leitenden Personen in jeder Partei würde so gesteigert, dass sie zu den ernsthaftesten Befürchtungen Anlass geben müsste. „Dem Koteriewesen wäre Thür und Thor geöffnet“, sagt Kayser mit Recht. Keine Partei könnte sich den verheerenden Wirkungen eines Systems entziehen, das ihren Führern eine solche Allmacht in die Hände legt. Das persönliche Element würde die grösste Bedeutung gewinnen, und mit Recht oder Unrecht zurückgesetzte Führer würden sich der Partei-Tyrannie durch Bildung einer eigenen Partei zu entziehen streben. Die Ueberspannung des Parteigedankens würde ins Gegentheil umschlagen. Die Bildung einer neuen Partei wäre aber sehr leicht, da ja eine kleine Anzahl Anhänger (etwa 40—50) in jedem der 397 Wahlkreise hinreicht, um einen Vertreter ins Parlament zu wählen.

Diese Möglichkeit wird auch schon an und für sich, ganz unabhängig von der Wirkung der Ueberspannung der Parteimacht, die Zersplitterung der grossen Parteien herbeiführen. Dieser Punkt ist auch den Anhängern des Proportionalismus nicht entgangen, aber merkwürdiger Weise erscheint er ihnen als besonderer Vorzug. „Dieses System hat noch den weiteren Vortheil, dass auch der kleinsten Minorität, die bei dem jetzigen System unvertreten bleibt, die Möglichkeit der Vertretung gewahrt wird. Und wenn eine neue Idee auftaucht, so ist doch,

falls sie etwas taugt (nur dann?), wohl zu erwarten, es werden in ganz Deutschland so viel Stimmen für sie abgegeben werden, dass wenigstens ein Vertreter ins Parlament kommt. Und jede Idee, jede Strebung und Strömung soll vertreten sein.“\*)

Das ist ein Doctrinarismus der Demokratie, für den mir das Verständniss fehlt. Das deutsche Parteiwesen ist wahrhaft zerklüftet genug, und die geringe Bedeutung des Reichstags erklärt sich zum sehr grossen Theile aus dieser Zersplitterung der Parteien. Die deutsche Sozialdemokratie hat alles Interesse an einer Stärkung des Parlaments überhaupt wie der eigenen parlamentarischen Bedeutung, und da muthet man ihr zu, aus doctrinären Gründen, damit nur auch ja jede Idee und Strebung vertreten sei, die Auflösung der Parteien zu befördern! Der Proportionalismus würde die „Eigenbrödelei“, die „Individualitäten“ wundervoll begünstigen: Herr v. Egidy würde sicherlich im Triumph ins Parlament einziehen. Alle die zahllosen Sonderbestrebungen, die wir heute in Deutschland finden, würden sich ihre parlamentarische Vertretung schaffen: Anti-Impfer, Anti-Sektionisten, Vegetarier, Kneipianer, Spiritisten, Freidenker etc. würden sich erfolgreich bemühen, den Parlamentarismus zur Farce zu machen.

Man hat mir eingeredet: „Du siehst zu schwarz. Die grossen Interessengegensätze werden sich immer wieder in grossen Parteien krystallisiren.“ Ich bin weit entfernt, das bestreiten zu wollen. Aber ich glaube doch, die Absplitterung, die die Parteien unter allen Umständen erfahren müssen, wird eine sehr erhebliche sein; wer das leugnet, der verkennt ganz und gar, welchen Umfang in Deutschland die Sektirerei hat und welcher Feuereifer die Anhänger der einzelnen Richtungen beiseelt. Schon heute haben sich grosse Parteien, auch die sozialdemokratische, gewissen durchaus unpolitischen Sonderbestrebungen nicht zu entziehen vermocht; man denke an die Impf-Debatte im Reichstage! Wie soll es dann erst in Zukunft werden? Ich glaube, es ist ein unbegründeter Optimismus, von der Einsicht sektirerischer Fanatiker etwas erwarten zu wollen.

Aber gehen wir weiter: Vor allem die Berufsinteressen würden sich Geltung zu verschaffen suchen. Heute werden nur die allgemeinen Interessen der verschiedenen grossen Klassen des Volkes vertreten (allenfalls auch noch die besonderen Interessen hervorragend einflussreicher Kreise: Schnapsbrenner, Zuckerfabrikanten etc. Die speciellen Berufsinteressen werden dagegen in den Hintergrund gedrängt. Unter dem Proportionalismus würden sich voraussichtlich die einzelnen Berufsstände ihre Sonderversretung schaffen: Handwerker, Kleinhändler, Kleinbauern, Grossbauern etc. würden ihre eigenen Kandidaten aufstellen. Vielleicht würden sich die Volksvertreter noch weiter (nach Sonderberufen) spezialisiren (Bäcker, Schlächter, Tischler u. s. w.). Auch in der Arbeiterklasse könnten sich die Berufsinteressen, deren Pflege jetzt den Gewerkschaften obliegt, und deren Bedeutung man doch ja nicht unterschätzen

\*) Liebknecht in Halle. Protokoll S. 170/171.

sollte, möglicherweise auch auf politischem Gebiet Ausdruck zu verschaffen suchen.

Das ist auch der Felsen, auf den unsere Reaktionäre ihre Hoffnung bauen. Sie sind überzeugt, dass der Proportionalismus die bisherigen Parteien völlig auflösen und eine neue berufsständische Basis der Volksvertretung bilden würde. Der starke Zuzug, den die Sozialdemokratie aus dem Mittelstande erhält, würde ihr abgeschnitten, sie selbst vielleicht durch die Ueberspannung des Parteigedankens, durch die Wirkung der Sektirerei und der Berufsinteressen aufgelöst, mindestens aber sehr geschwächt und an der weiteren Ausbreitung äusserst gehindert werden. Der Reichstag aber, beherrscht von Berufsbornirtheit und sektirerischem Fanatismus, würde allgemeine Verachtung erregen und ein Spielball in der Hand einer starken Regierung sein. Was Kautsky (Parlamentarismus, Volksgesetzgebung und Sozialdemokratie) als Folge der Einführung der „direkten Gesetzgebung durch das Volk“ unter den heutigen Zuständen nachgewiesen hat, das würde auch beim Proportionalismus eintreten: Die grösste Stärkung des Absolutismus.

Auch der staatsrechtliche Charakter der Parlamente würde sich völlig ändern. Wenn die Parteien die souveräne Verfügung über die Besetzung der Mandate erlangten, wie Bebel es wünscht, so ist garnicht einzusehen, warum die Parlamente überhaupt noch zusammentreten sollen. Es genügt ja doch, wenn jede Partei einen Vertreter sendet, der die Porportionalstimme abgiebt. Die Parlamente würden Kongresse der Parteien werden, die sie mit ihren Gesandten beschicken; das gebundene Mandat müsste wieder aufleben. Die Partei müsste ungehorsame Abgeordnete zurückziehen und ihre Abstimmung desavouiren können. Eine derartige korporative Verfassung wäre aber nur möglich bei berufsständischer Gliederung des ganzen Volkes; die modernen politischen Parteien können gar nicht so organisirt werden, weil sie nicht fest genug gefügt sind, weil sie viel zu sehr dem Flugsand gleichen, den der politische Wind bald zu diesem, bald zu jenem Haufen zusammenweht.

Man sieht, die Einführung des Proportionalismus mit dem System der geschlossenen Liste und dem ganzen Reich als einem Riesenwahlkreis würde Konsequenzen nach sich ziehen, die sich zur Zeit noch gar nicht überblicken lassen, die aber unsere ganzen Parteiverhältnisse von Grund aus umgestalten und jedenfalls die sozialdemokratische Partei höchst ungünstig beeinflussen würden. Sicher erkennbar sind schon jetzt folgende Nachtheile des Systems:

1. Betrug und Irrthum sind nicht ausgeschlossen.
2. Mit dem heutigen Wahlverfahren verlieren wir ein wichtiges politisches Bildungsmittel.
3. Die Ueberspannung des Parteigedankens wird leicht zur Zersplitterung der Parteien führen.
4. Da jede kleinste Minorität, die den Quotienten erreicht, ihren Vertreter bekommt, so werden alle Sonderbestrebungen begünstigt, Sektenbildung und Berufsvertretung sehr erleichtert, die Auflösung der grossen Parteien gefördert und damit die gedeihliche Entwicklung des politischen Lebens gefährdet.

Ich möchte zum Schluss dieses Abschnitts noch kurz gegenüberstellen, was Bebel und Herr v. Hirschfeld von dem neuen System erwarten:

Bebel:

(Die Sozialdemokratie und das Allgemeine Stimmrecht. 1895 — Zukunft. 1878.)

Indem statt der Personen die Parteien und ihre Bestrebungen in den Vordergrund der Erörterungen treten, vertieft sich der Wahlkampf und wird prinzipiell, er wird um Grundsätze geführt.

Selbst die kleinste Minorität erlangt (eventuell) ihre Vertretung.

Die gewählte Vertretung wäre ganz und voll der Ausdruck der Anschauungen in den Wählerkreisen.

Auch für dieses System wird sich hoffentlich auf dem Parteitag keine Majorität finden.

v. Hirschfeld:

(Die proportionale Berufsklassenwahl. Ein Mittel zur Abwehr der sozialistischen Bewegung. 1885.)

Die proportionale Berufsklassenwahl begründet eine neue ständische Basis der Volksvertretung.

Sie nimmt dem Wahlkampf seine Erbitterung und Leidenschaftlichkeit. Sie entzieht durch Vereinfachung des Wahlaktes und die damit verbundene Ernüchterung der Massen einen demagogischen Wühler den Boden, die bisher das fruchtbarste Gebiet für sozialistische und revolutionäre Umtriebe abgab.

Sie gestattet eine Umbildung des heutigen Parteiwesens, eine schärfere Begrenzung der Meinungsgruppen.

Sie erzeugt eine Spaltung im sozialistischen Lager, führt die aus ökonomischen Gründen Missvergnügten in Folge ihres verschiedenen Berufsinteresses auseinander.

## V.

Da es wahrscheinlich ist, dass die Anhänger der Proportionalwahl ihre Sache nicht so leicht verloren geben werden, so möchte ich noch kurz auf ein System eingehen, das zwar von deutschen Sozialisten noch nicht vorgeschlagen worden ist, aber das doch sehr nahe liegt und deshalb vielleicht jetzt herangezogen werden dürfte. Ich meine das System der geschlossenen Liste in seiner Anwendung auf Wahlkreise mit etwa 5—6 Abgeordneten.

Ich habe schon oben bei Besprechung der Freilistenwahl in solchen Wahlkreisen zugegeben, dass diese Wahlkreiseinteilung, rein numerisch betrachtet, ein besseres Resultat giebt als die Eintheilung in Einzelwahlkreise, obwohl auch hier fast immer wenigstens ein Sechstel der abgegebenen Stimmen ausfällt. Die Gründe, die ich eben gegen die Freilistenwahl in solchen grösseren Wahlkreisen anführte, treffen bei der Wahl nach der geschlossenen Liste nicht zu. Da das System an sich ein zahlenrechteres Resultat wie das heutige Wahlverfahren giebt, wäre es ihm also wohl *ceteris paribus* vorzuziehen.

Sehen wir aber zunächst, welcher Vortheil mit dem neuen System sich ergeben würde, und ob er gross genug ist, einen so ernsten Schritt, wie die Aenderung des Wahlverfahrens, zu rechtfertigen.

Die Sozialdemokraten haben 1893 mit ihren 1786 000 Stimmen 44 statt der ihnen verhältnissmässig zukommenden 92 Mandate erhalten. Es fragt sich aber, wie viel davon dem System, der Einzelwahl als solchem und wie viel der ungleichen Wahlkreiseintheilung geschuldet wird, die bekanntlich für die Sozialdemokraten besonders nachtheilig ist. Sehen wir uns einmal das Wahlresultat von 1893 genau an.

Es wurden im Ganzen bei der Hauptwahl 7 673 970 gültige Stimmen abgegeben, in jedem Wahlkreis durchschnittlich 19 300. Hiervon hatten Erfolg, d. h. führten in der Haupt- oder Stichwahl zur Wahl eines Abgeordneten, 3 949 241, in jedem Wahlkreis durchschnittlich 9843; also nur 51 pCt. aller Stimmen waren erfolgreich. Dieser Durchschnittssatz wird von manchen Parteien nicht erreicht (Sozialdemokraten 42, Freisinnige Volkspartei 23), von manchen übertroffen (Centrum 69, Konservative 60). Die 741 765 siegreichen sozialdemokratischen Stimmen hätten demnach, wenn die Wahlkreise gleich gross wären, unter Zugrundelegung des obigen Durchschnittssatzes etwa 75 Abgeordnete durchgebracht. Man sieht, die ungleiche Wahlkreisvertheilung hat die Hauptschuld; die Benachtheiligung der Sozialdemokraten kommt zu beinahe zwei Drittel auf ihr Konto. Da aber auch bei dem angegebenen Proportionalwahlssysteme mindestens ein Sechstel der Stimmen ausfallen könnte, so dürften vermuthlich nur 8—9 Abgeordnete mehr gewählt werden. Das ist ein Resultat, das eine Aenderung des Wahlverfahrens kaum rechtfertigen kann. Würden überdies die Gegner bei den Stichwahlen nicht meist ziemlich geschlossen gegen die Sozialdemokratie vorgehen, so würde sie sicherlich ohne sonderliche Schwierigkeit bei gleicher Wahlkreisvertheilung die ihr gebührende Zahl der Mandate erlangen.

Das geschilderte System hat auf der anderen Seite noch verschiedene Mängel, die seinen geringen numerischen Nutzen mehr als aufwiegen. Es erleichtert nämlich die Wahlkreisgeometrie und die Vereinigung aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie.

Die Möglichkeit einer Wahlkreisgeometrie zeigt folgendes Beispiel: In einem Wahlkreis mit 24 000 Wählern sind 17 000 Sozialdemokraten und 7000 Ultramontane; er wurde deshalb bisher von einem Sozialdemokraten vertreten. Legt man diesen Wahlkreis mit vier anderen gleich grossen, aber völlig vom Centrum beherrschten Wahlkreisen zusammen, so können in dem neuen grossen Wahlkreis leicht 5 Centrumsmänner gewählt werden, da die Sozialdemokraten aus den übrigen vier Kreisen nicht genug Zuzug erhalten, um den Quotienten zu erreichen. Die Wahlkreisgeometrie bekäme mit diesem System ein bedeutend erweitertes Feld.

Die „unnatürlichen Wahlbündnisse“ sollen durch den Proportionalismus ihren Zweck verlieren; hier ist es aber nicht der Fall. Jede kleine Partei kann ganz, jede grosse mit bedeutenden Stimmenresten ausfallen; durch gemeinsames Vorgehen kann man die Gefahr jedoch völlig beseitigen und vielleicht auch noch den Gegner um seine Vertretung bringen.

Ein Beispiel zur Erläuterung. Denken wir uns Baden VI—X zu einem Wahlkreis Baden II vereinigt, so erhielten hier (1890):

Nationalliberale . . . . .	36 491 Stimmen	Demokraten . . . . .	8 013 Stimmen
Centrum . . . . .	27 445 „	Sozialdemokraten	14 141 „
Freisinnige . . . . .	7 376 „	Der Quotient beträgt also	15 578.*)

Die Vertheilung der 5 Mandate gestaltet sich ganz verschieden, je nachdem die Parteien getrennt vorgehen oder Bündnisse schliessen. Gehen alle getrennt vor, so erhalten die Nationalliberalen und das Centrum je 2, die Sozialdemokraten 1 Sitz. Freisinnige und Demokraten gehen leer aus; über 20 000 Stimmen fallen aus. — Verbinden sich Freisinnige und Demokraten: N.-L. 2, C. 1, F. und D. 1, S.-D. 1. 16 000 Wähler unvertreten. — Verbinden sich alle bürgerlichen Parteien: N.-L. 2, C. 2, F. und D. 1; die Sozialdemokraten fallen glatt durch.

Die Wahlbündnisse behalten also ihren Zweck; ausserdem aber erleichtert sie das vorgeschlagene Verfahren ungemein. Heute einigen sich zwei Parteien fast niemals über die Aufstellung eines gemeinsamen Kandidaten. Bei diesem System ändert sich das. Es ist viel leichter für verschiedene Parteien, eine gemeinsame Liste von fünf Kandidaten aufzustellen, als sich über einen einzigen Kandidaten zu einigen; und ausserdem stimmt dann jeder Wähler für diese Liste, weil er damit für seine Partei stimmt, während er sonst vielleicht in einer Stichwahl für die jetzt bekämpfte Partei gegen seine jetzigen Verbündeten eingetreten wäre. Da die Sozialdemokratie ein Interesse daran hat, die Gegner zu spalten, statt ihnen den Zusammenschluss zu erleichtern, so hat sie alle Veranlassung, auch dieses letzte Proportionalwahlssystem zu verwerfen.

## VI.

Die theoretischen Grundlagen des Proportionalismus wie die verschiedenen Formen seiner praktischen Verwirklichung, haben vor einer eingehenden Kritik nicht stand gehalten. Es ist eben unmöglich, ein Wahlsystem, das für Schweizer Kantönli mit wenigen Parteien und geringer Wählerzahl passen mag, auf das Deutsche Reich mit seinen ungeheuren Wählerschaaren und seinem vielgestaltigen Parteiwesen zu vereinigen. Wie die Volksgesetzgebung wird auch der Proportionalismus in der Hauptsache auf die Schweiz beschränkt bleiben. Wir im Deutschen Reich haben alle Veranlassung, an dem bestehenden Wahlverfahren festzuhalten; die Hauptmängel des jetzigen Zustandes entspringen der ungleichen Wahlkreiseintheilung. Bemühe man sich, diese zu beseitigen, dringe man auf eine Neu-Eintheilung der Wahlkreise im Anschluss an die letzte Volkszählung, bessere man an einzelnen Mängeln des jetzigen Verfahrens, aber halte man prinzipiell an ihm fest. Kein Zeitpunkt könnte zu einer grundsätzlichen Revision des Wahlrechts ungeeigneter sein, als der jetzige, wo sich von allen Seiten die Reaktionäre zu einem Kampf gegen das bestehende Wahlrecht rüsten. Vielfach wird der Proportionalismus von ihnen verlangt, zum Theil freilich mit reaktionären

\*) Quotient berechnet nach der Formel  $Q = \frac{S}{a + 1}$ , wobei S die Summe der abgegebenen Stimmen, a die darauf entfallende Anzahl Mandate bezeichnet.

Ornamenten. Der Parteitag möge sich deshalb nicht vor einer Aenderung des Programms scheuen, sondern getrost die Forderung des Proportionalismus, falls er sie als unhaltbar erkennt, über Bord werfen, damit den Reaktionären die Hoffnung genommen wird, für ihre volksfeindlichen Pläne in der Sozialdemokratie eine Bundesgenossin zu finden.

Advocatus.

## Albert Dulk.

Von Dr. Bruno Wille in Friedrichshagen.

„Höchstes Glück der Erdenkinder  
Ist doch die Persönlichkeit“.

Wie eine Predigt in der Wüste kommt mir dies Weisheitswort Goethes vor, wenn ich jene moderne Jugend ansehe, die sich als die geistige Auslese unseres Volkes betrachtet. Getragen durch die Gunst äusserer Umstände, wäre dies Geschlecht in der That fähig, ein tonangebendes edles Geistesleben hervorzubringen, hätte es nicht allzusehr die Achtung vor der eigenen und der fremden Persönlichkeit eingebüsst. Nur zu viele dieser Lieutenants, Referendare, Kandidaten des höheren Schulamts, Predigtamts und wie sonst die höher Beamteten sich tituliren, bieten das unerquickliche Schauspiel uniformirter Puppen, die sich von ihren seelenlosen Geschwistern dadurch unterscheiden, dass sie nicht bloss unterwürfig nach oben, sondern gleichzeitig herrschsüchtig nach unten sich benehmen. Ewig im Dienste, die Hand an der Hosennaht, hoher Befehlen gewärtig, durchsuchen sie den Staatskörper mit einer individualitätslosen Knechtseligkeit.

Solche dressirte Reichs-Stützen und Albert Dulk. — Ich meine nicht den Dichter oder irgend eine besondere Seite an Dulk, sondern den ganzen Mann. Die hinreissende Kraft einer grossartigen Persönlichkeit, geht von ihm aus; und wenn unsere akademische Jugend ihrem Reize einigermassen sich hingeben möchte, so wäre ein Zweck dieses biographischen Abrisses erreicht.

Albert Dulk gehört jener Generation an, welche nach dem Rausche der „Befreiungskriege“ von katzenjämmerlichem Unwillen über die Reaktion beherrscht wurde. Es war die Zeit der „heiligen Allianz“, der Metternicherei, der Neubelebung gestürzter Autoritäten und alter Missbräuche, aber auch die Zeit der Juli-Revolution und ihrer deutschen Resonanzen, die Zeit, welche einem Heine und Herwegh, blitzenden Auges, die Faust geballt, lauschte und Geister wie David Friedrich Strauss, Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach heranzubildete. Albert Friedrich Benno Dulk wurde zu Königsberg als Sohn eines dortigen Universitätsprofessors der Chemie und einer Angehörigen der bekannten liberalen Familie Hartung im Jahre 1829 geboren. Schon frühzeitig — nach dem Willen des Vaters — sein eigener Herr, lernte er die Wünsche seines Herzens thatkräftig und unerschrocken durchsetzen. Er wanderte, schwamm, ritt, las und schmiedete Verse mit einer Begeisterung, die ihn oft die Forderungen der Schule vernachlässigen liess, jedoch nicht davon abhielt, achtzehn Jahre alt, sein Maturitäts-Examen zu bestehen. Als Student an der heimischen Universität war er der Naturwissenschaft und Medizin, noch mehr jener Bestrebungen beflissen, welche seine Krattgenialität, seine Dichtergabe, auch der Rationalismus und Liberalismus eines Johann Jakoby, Freiherrn von Schön, Rosenkranz und Jung in der Pregelstadt anregten. Der Burschenschaftler Albert Dulk war ein Jüngling von berückender Schönheit. „Seine hohe, edelschlanke Gestalt — sagt Ernst Ziel — voll Ebenmass und Elastizität, schritt

bewusst und frei einher. Bewusst und frei trug er den spanischen Mantel. Sein kühn geschnittenes Gesicht war von langem braunem Gelock umwallt. Mit blitzenden Blauaugen schien er die Welt zu fragen, ob sie denn auch wirklich Raum genug habe für die Höhe und Weite seiner Entwürfe. So, in seiner ganzen jugendlichen Schönheit, sah das damalige Königsberg mehrmals den virtuos geschulten Reiter sein Ross an der Spitze studentischer Aufzüge tummeln. Kein Wunder, dass die Liebe in Dulk's Leben eine so bedeutende Rolle spielt. Schon der Zwanzigjährige verlobte sich mit seiner Kousine Johanna Dulk, einer anmuthigen, frischen, naiven und gemüthvollen Mädchenblüthe. Bezeichnend für Dulk's ritterliche Bravour war der Fussmarsch, welchen der Einjährig-Freiwillige als Lazarethapotheker zu Breslau von hier nach dem 70 Meilen entfernten Königsberg in sieben Sommertagen zurücklegte, um die Braut zu besuchen.

Mit einer überschäumenden Fülle auch im Liebesgefühl begabt, und seinen Gefühlen gewöhnlich mit naivem Freimuth folgsam, gerieth der blühende junge Mann in ein „Neigen von Herzen zu Herzen“, als er in Leipzig Ini, ein Mädchen von seltener Schönheit und geistiger Begabung kennen lernte. Dulk hatte begonnen, litterarisch und politisch eine Rolle zu spielen. Sein Drama „Orla“ hatte dem Verfasser Anerkennung verschafft, sowohl in der Leserwelt, als auch bei seinem Vater, der ihm die litterarische Bahn freigab, indem er schrieb: „Ich habe die Forderung an Dich gestellt, etwas Tüchtiges zu leisten, sei es in welchem Felde des menschlichen Wissens es wolle. Du entscheidest Dich nach Aufgabe der Pharmazie für die Chemie. Du hast jetzt in einem andern Felde eine tüchtige Leistung geschaffen, und nur das war es, was ich von Dir forderte.“ Als man in Leipzig bei der Anwesenheit des missliebigen Kronprinzen Johann von Sachsen unter den Rufen: „Es lebe Ronge! Fort mit den Jesuiten!“ Tumulte veranstaltet und deswegen eine Schützenabtheilung auf das Volk geschossen hatte, wurden nebst Robert Blum die Studenten Dulk und sein Freund Wilhelm Jordan zu Rednern am Grabe der Gefallenen erwählt. Als Bescheinigung für seine Gesinnungstüchtigkeit erhielt unser Poet den Ausweisungsbefehl. Doch einen Ausweg fand der Kecke: Um seine Studien im Professor Erdmann'schen Laboratorium zu vollenden und in Inis Nähe zu bleiben, hielt er sich mit des Mädchens Hülfe in einem Landhause, welches dessen Eltern gehörte, versteckt, und wohnte dann, durch Abschneiden seines langen Haares und Bartes möglichst unkenntlich gemacht, in Neuschönefeld, von wo er täglich ein Semester hindurch nach Leipzig gelangte, indem er vor Tagesanbruch und Abends eine Grenzplanke unweit der Wache überkletterte. Als er im Frühjahr 1846 zur Promotion Halle besuchte, wurde der politisch Verwehnte gar verhaftet. Material zu einem Prozesse gerieth indessen nicht in die Hände der Polizei, weil Inis Geistesgegenwart und Thatkraft Dulk's Papiere kurz vor der Haussuchung in Neuschönefeld geborgen hatte. Aus der Untersuchungshaft entlassen, erwarb Dulk zu Breslau das Doktordiplom und heirathete im Oktober 1846 Hannchen, ohne jedoch von Ini zu lassen, welche inzwischen mit seiner Braut ein schwärmerisches Freundschaftsbündniß geschlossen hatte. „Ini flocht — so erzählt der schon erwähnte Biograph Dulk's — der Braut den Myrthenkranz in's Haar und blieb, obwohl im Herzen unsagbar leidend, als Freundin bei dem jungen Paare — einstweilen für den nächsten Winter; denn nur unter dieser Bedingung hatte Hannchen sich zur Heirath entschliessen können, — sie kannte Albert's Herz und konnte selbst von der Freundin nicht lassen. Niemand begriff so recht das seltsam schwärmerische Verhältniß dieser drei Menschen. Aber Ausnahmehenschen wollen mit einem Ausnahmsmaasse gemessen werden, und im Grunde genommen konnte auch der strengste Richter an diesem Dreibunde keinen Makel finden und höchstens nur sagen: die drei sind anders als die übrige Welt.“

Theoretisch huldigte Dulk der freien, von keiner äusseren Schranke geknechteten Liebe. Während der Philister seine Neigung entweder dem Pflichtdogma abergläubisch opfert, oder, was häufiger vorkommt, ohne Wissen der legitimen Gattin von der verbotenen Frucht nascht, liebte der rücksichtslose Schwärmer für Freiheit, Natürlichkeit und Aufrichtigkeit weder die Entsagung noch die Schleichwege. Ueberdies war er der Sohn einer Zeit, die mit einem selbstherrlichen Individualismus auf das engherzige Staats- und Kirchenregiment reagierte, in Paris, Berlin, Leipzig und Weimar einem gewissen Aspasiakultus klassisch wehte und die Werke der Sozialisten Père Enfantin und Fourier, der emanzipatorischen Dichterin George Sand, Heineses „Ardinghello“ und Schlegels „Lucinde“ zu einer bedeutenden Geltung brachte. „Heilig — schreibt Dulk in einem Briefe vom Jahre 48 — ist mir die Erschöpfung der Liebe, leibliche wie geistige, heilig die Befriedigung aller Kräfte und Fähigkeiten im Innern, alles Genusses, sobald er nicht flüchtiger, leichtsinniger Reiz ist.“ Dulk fand bald Gelegenheit, diese Theorie in einer Weise zu erproben, die noch kühner war als das Verhältniss des jungen Ehemannes zur Freundin Ini. Eine schöne Blondine, Else Bussler, eines höheren Berliner Hofbeamten Tochter, schmeichelte sich in das Herz unseres Dichters. „Beide waren sie jung, beide exzentrisch, beide von heissem Lebensdurst getrieben. Man konversirte und disputirte; man ritt — es war ja die Geniezeit von Königsberg — auf schäumenden Rossen; man ritt weit, bis an's Meer, und — thörichtes Spiel des Uebermuths — zu Fuss stürmte man, Hand in Hand, tief in's Meer hinein, dass Dame und Ritter von Welle und Brandung gründlich durchnässt wurden.“

Donnernd brach über dieses Liebesleben ein Gewitter herein, das für einige Zeit die erotischen Interessen durch höhere ablöste; es war die acht- und vierziger Revolution. Während Dulk's „Lea“ auf dem Königsberger Stadttheater zur Aufführung gelangte, traf die Nachricht von der Pariser Volks- erhebung am 22. Februar ein, und als am Schlusse der Vorstellung unter einem Sturme von Beifall der Dichter vor die Lampen trat, konnte er, jeden persönlichen Dank ablehnend, mit leuchtenden Augen verkünden: „Die Sturmglocken der Freiheit läuten. In Paris ist die Revolution ausgebrochen; wir stehen vor einem welterschütternden Ereigniss.“ Am Tage der Wiener Revolution äusserte sich die Empörung des Volkes zu Königsberg thätlich. Dulk, dessen Reden mächtig zündeten, wurde Korporal der Bürgerwehr. Auch auf religiösem Gebiete suchte der Freigeist folgerichtig vorzugehen, indem er seinen Austritt aus der Landeskirche erklärte. Eine bedeutsame Wendung vollzog sich in Dulk's politischer Taktik, als nach kurzem Triumphe die Bürgerfreiheit, durch das Ministerium Brandenburg-Manteuffel geknebelt, am Boden lag. Dulk schuf die Königsberger Arbeiter-Assoziation und das sozialpolitische Blatt „Der Handwerker“, worin er den Grundgedanken vertrat: „Assoziation, Vereinigung, das ist der neue Heilandsgedanke und das Evangelium unserer Zeit. Es ist dasselbe Evangelium, welches vor 1800 Jahren Jesus Christus über die Erde ausgoss, als er lehrte: Liebet Euch unter einander! Es ist nun praktisch geworden; denn einen Menschen recht lieben, heisst, sich mit ihm vereinigen. Aber wie haben wir es anzufangen, um uns zu vereinigen? Das ist die tiefe und schwere Frage, an der die Zeit jetzt krankt, und die noch Keiner beantwortet hat, kein Fourier, kein Proudhon, kein Louis Blanc, kein Weitling oder wie die Männer auch heissen, die der Lösung dieser Frage ihr Leben gewidmet haben, und darum, meine Freunde, muss sie ein Grösserer als alle diese in die Hand nehmen — der Volksgeist! Denn der Volksgeist ist weiser und gelehriger dazu als die tiefsten Gelehrten, weil er niemals in die Luft, sondern stets auf den festen Boden des Alltagslebens bauet, weil seine Gedanken von Fleisch und Bein sind, weil er nicht philosophisch, sondern praktisch ist.“ Mit der

fünftens Nummer war „Der Handwerker“ durch die hereinbrechende Reaktion vernichtet.

Angewidert durch die neuen politischen Zustände, auch als Dichter, sowie in seinen Herzensangelegenheiten der Sammlung in weltentrückter Einsamkeit bedürftig, beschloss Dulk eine Reise nach Aegypten und in die arabische Wüste. Nach einem bewegten Abschied von Hannchen und Else — Ini hatte entsagt und sich als Erzieherin nach Oesterreich begeben — wanderte Dulk unter dem Gewehrknattern des badischen Aufstandes bis Neapel, langte nach stürmischer Seefahrt in Aegypten an und fuhr, als Fellah gekleidet, in primitiver Barke den Nil aufwärts. Dann begab sich der kühne, eisenfeste Mann mit einem Beduinen und drei Kameelen auf eine beschwerliche Reise nach Arabia petrea. In der „Schlangengrotte“ des Sinaigebirges liess er sich einsiedlerisch nieder und verlebte köstliche Monate, reich an Abenteuern, und Verkehr mit einer grossartigen Natur, sowie besonders an Einker in den eigenen Busen. Während eines Wüstensturmes kam ihm die Idee zu seinem Drama „Jesus der Christ“, und auf einer grauenvollen Irrwanderung bei Nacht fühlte er, dass die selbtherrliche Sturm- und Drangperiode einer bescheidenen und opferfreudigen Hingabe an das Allgemeine zu weichen habe. Auf dem Sinai empfand er die glühende Sehnsucht, ein Prophet seines Volkes zu werden.

Im Juli 1850 kehrte Dulk nach Europa zurück, um bald darauf mit Hannchen vom Pregel an die Genfer See überzusiedeln, wo er in einem hölzernen Bauernhaus, der „maison rouge“, theilweise auch in einer Sennhütte seinen „Jesus“ ausspann. In Zürich, Stuttgart und anderen Städten brachte er die Dichtung zu wirkungsvollem Vortrage. Im Sommer 1857 kam Else, die mehrmals vorübergehend in der „maison rouge“ gelebt hatte, um sich fortan nicht mehr von Albert und Hannchen zu trennen. Unter Frau Hannchens aufrichtiger Zustimmung schloss nun der Dichter als sein eigener Priester eine Gewissensehe mit Else. Ein moderner Patriarch, verstand er es, mit feinem psychologischem Takte und suggestivem Seelenadel sowohl die Harmonie dieser merkwürdigen Doppelehe als auch die Achtung zu erhalten, welche er seinem Verkehrskreise allenthalben abgewonnen hatte.

„Zwischen Welt und Einsamkeit ist das rechte Leben“, — das fühlte auch Dulk, und darum begab er sich im Jahre 1858 aus der Einsamkeit wieder einmal hinein in den kräftigen Wellenschlag der geistigen Welt. Er siedelte nach Stuttgart über, wo er in lieblicher Landschaft den Verkehr glänzender Geister geniessen konnte, wie Vischer, Pfau, Moritz Hartmann, Wilhelm Raabe, Hackländer, August Wolf und Freiligrath. Seine Vorliebe für Einsamkeit und primitive Naturzustände trieb ihn von Zeit zu Zeit in eine Waldhütte bei Untertürkheim oder an den Fuss der Alpen. Hier führte er einen seiner berühmten Kraftstrieche aus: Er durchschwamm im Sommer 1865 den Bodensee von Romanshorn nach Friedrichshafen in 6½ Stunden. „Der Dulk“, hiess es, „ist noch immer der Herakles unter den Dichtern.“

Anfangs ein Anhänger der süddeutschen Demokratie, kam er dem Sozialismus immer näher, bis sich — auf einer Reise nach Lappland — die Schwenkung seiner politischen Gesinnung völlig entschied, und er 1873 seinen Beitritt zur sozialdemokratischen Partei erklärte. Nun entfaltete er eine lebhafte agitatorische Wirksamkeit, kandidirte auch zweimal für den Reichstag im 1. württembergischen Wahlkreise, wo er beide Male über 4000 Stimmen auf sich vereinte, ferner zweimal für den Landtag. Ein Flugblatt aus dem Geburtsjahre des Schandgesetzes trug ihm ein Jahr Gefängniss wegen Pressvergehens und ein Vortrag weitere zwei Monate wegen Gotteslästerung ein. Ein schwärmerischer Freund der Freiheit und an robuste Bethätigung gewohnt, trug er aus den Kerkermauern eine dauernde Körperverstimung davon, die vielleicht seinen Tod beschleunigt hat. Er starb am 29. Oktober 1884 an einem

Herzschlage, ganz plötzlich, ohne voraufgehendes Krankenlager. Zum Leichenbegängniß strömten etwa 10000 Männer aus allen Gauen Süddeutschlands zusammen, und ganz Stuttgart war auf den Beinen. Polizei und Landjäger begleiteten massenhaft den Zug, und die Soldaten harrten in den Kasernen, zum Ausrücken bereit und theilweise mit je zwanzig scharfen Patronen versehen. So fürchtete der Staat noch den toten Dulk. Die Ueberreste des Dichters wurden zu Gotha verbrannt und in einer Urne beigesetzt.

Dulk's geistige Persönlichkeit läßt sich im engen Rahmen dieser biographischen Skizze nicht würdigen. Was ich an ihm bedeutend finde, ist keine Einzelheit, nicht der Dichter\*), nicht der Denker, sondern der Mensch in seiner Totalität. Die Dramen von Dulk kommen dem modernen Geschmacke an Aufbau und Gepräge etwas veraltet vor, obwohl stellenweise Poesie von dauerndem Werthe hervorleuchtet und geistvolle Ideen unser Interesse lebendig erhalten. Auf dem Theater könnte allenfalls „Jesus der Christ“ eine packende Wirkung thun, wenn die Darstellung den Charakter der Passionsspiele trüge, Shakespearebühne (etwa im Sinne Perfalls) zur Anwendung gelangte, und ein guter Dramaturg den Text straffer und minder opernhaft gestaltet hätte. Dulk's Gedichte sind der Ausdruck eines tief sinnigen Geistes, kraftvollen Temperaments und edeln Charakters. Der Dichter freilich wird meistens von Abstraktion überwuchert. Die stärkste Wirkung hat neben dem „Jesus“ die Beschreibung der Reise nach Aegypten und Arabien auf mich ausgeübt. Hier begegnen wir einer bedeutenden Natur, durch ein kongeniales Temperament geschant.

In der Geschichte der Volksbildung verdient Dulk einen Ehrenplatz. Den Sonnenschein der Vernunft und Humanität suchte er in die finsternen Winkel der Wahn- und Zwangsreligionen hineinzuleiten, theils durch Schriften wie „Der Irrgang des Lebens Jesu“, „Der Tod des Bewusstseins“, „Thier oder Mensch?“ „Nieder mit den Atheisten!“ „Stimme der Menschheit“, theils durch rednerisches Wirken. Besonders tief in das Gedächtniß seiner Stuttgarter Zeitgenossen hat sich ein Vortragscyclus eingeprägt, welcher 1877 mit feuriger und schlagfertiger Rethorik das Thema behandelte „Was ist von der christlichen Kirche zu halten?“ und den Redner einer fanatischen Polemik von Seiten der kirchlichen Orthodoxie aussetzte. Im Jahre 1881 rief Dulk mit Ludwig Büchner und anderen Freidenkern den „Deutschen Freidenkerbund“ in's Leben und gründete zu Stuttgart eine „Freidenkergemeinde“, in welcher er bis zu seinem Tode wirkte. Ein Sohn der rationalistischen Stadt am Pregel, ein Verehrer Feuerbach's und der modernen Naturwissenschaft, baute er lebhaft an einer Religion der Freiheit und Vernunft, welche bei allem ehrlichen Radikalismus doch die allgemein menschlichen Bedürfnisse des Gemüths nicht in ödem Aufklärlicht versanden liess.

Als Idealbild lebt Albert Dulk im Gedächtnisse eines ziemlich bedeutenden Personenkreises. Da ist Frau Else, die jugendfrische Enthusiastin mit dem Silberhaar, eine getreue Hüterin der Dulktraditionen; — Hannchen hat den Dahingeschiedenen nicht lange überlebt. Da ist eine Gruppe von Nachkommen und Verwandten, von engeren Freunden und Gesinnungsgenossen, welche mit rührender Verehrung der adligen Persönlichkeit gedenkt. Da ist der weitere Kreis von Leuten aus dem Volke, welche den würdevollen begeisterten Freiheitskämpen und Volksfreund nicht vergessen. Diese schlichten Arbeiter und Landleute sind es gewesen, welche mit ihren Spargroschen die eherne Büste des Dichters am Dulkhäuschen bei Esslingen anbrachten. Das schlichte Häuschen

\*) Albert Dulk: Sämmtliche Dramen, herausgegeben von Ziel, 3 Bände. Gedichte ausgewählt aus seinem Nachlass. Zweite Auflage. Prachtband M. 1,50. Beides im Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart.

auf einem Bergeskamm bei Esslingen, welches, umfungen von Fichten und Laubgehölz, über ein liebliches Gefilde dahinschaut bis zu fernen den Bergen des Neckarthaales und der schwäbischen Alp, war ein Liebingsaufenthalt Dulks. Hier, in dem einzigen Stübchen, wo er so manchen Sommermond hauste, werden seine Reliquien aufbewahrt. Wunderliche Sagen hat der Volksmund um diesen Ort gewoben.

Zuweilen will ein vorüberziehender Landmann dem Geiste des Verstorbenen begegnet sein; auch geht die Mär von einem verborgenen Schatze. Wiederholt sind deswegen Einbrüche verübt worden, doch die Diebe fanden nichts als einen Sammetrock, den breiten Strohhut, eine Pistole und schlichte Hausgeräte. Den Schatz, von dem hier in der That etwas ruht, entdeckten die Blinden nicht: den Zauber einer vorbildlich bedeutenden, ehr- und liebenswürdigen Persönlichkeit. Deren edle Gesichtszüge sind in diesem Blatte wiedergegeben und auch noch auf einem bekannten Bilde der Nachwelt erhalten: Das grosse Freskogemälde von Kaulbach im Berliner Museum „Das Zeitalter der Reformation“, stellt eine Versammlung historischer oder sinnbildlicher Gestalten, darunter auch Shakespeare und einen Beduinen dar, als deren Modell Albert Dulk dem Maler diente.

## Eine neue Dramaturgie.

Von Arno Holz in Wilmersdorf.

### II.

Habe ich bisher Gartelmann in meinem Referat über seine „Dramatik“ fast durchgehends zustimmen müssen, trotzdem sie, wie man mir zugeben wird, das Revolutionärste ist, das auf diesem Gebiet geschrieben worden ist, so sehe ich mich jetzt zu dem Geständnis genöthigt, dass Alles, was sie gelegentlich auch über Epik und Lyrik bringt, leider von der üblichen Trivialität ist.

Gleich ihr erster Satz. Er glossirt das bekannte Wort des Aristoteles „Dichtung ist Nachahmung“ und lautet: „Die dramatische Dichtung ist ohne Frage Nachahmung, die epische ist es nur zum Theil, die lyrische ist es ganz und gar nicht.“

Schön. Und der Beweis dafür?

„Die dramatische Dichtkunst stellt Personen und Ereignisse dar, die entweder wirklich sind oder waren, oder als wirklich gedacht werden, die in dem einen, wie in dem andern Falle der Wirklichkeit nachgebildet sind; sie ist also im Ganzen nachahmend. Die epische Dichtkunst thut in einer Hinsicht das Gleiche, dieses jedoch nicht in so hohem Grade als die dramatische. . . .“

Verzeihung, dass ich unterbreche. Aber erstens thut sie in jeder Hinsicht „das Gleiche“ und zweitens ist auch der „Grad“, in dem sie dieses thut, ein keineswegs geringerer. Ja, er ist sogar ganz minutiös genau derselbe. Nicht ihr Ziel ist es, das diese beiden Künste, wie die Künste überhaupt, von einander scheidet, sondern einzig die Mittel und Wege, auf die sie sich ihrer eigenen Natur nach nun einmal angewiesen seh'n, um es zu erreichen. Ein Beispiel: L'Assomoir als Roman und L'Assomoir als Drama. Oder sollte Herr Gartelmann wirklich in dem sonderbaren Glauben leben, dass Zola nur in dem zweiten und mit Hilfe des Herrn William Busnach die Realität „im Ganzen nachgeahmt“ hätte? Ich möchte ihm diese Naivität denn doch nicht zumuthen.

„. . . Auch ist sie durchaus nicht hierauf beschränkt.“

Sondern? Ich wäre doch wirklich ehrlich neugierig. Oder sollte uns Seite 59 darüber Aufschluss geben: „So z. B. benutzt der Epiker den Umstand, dass er seine Personen auf der Bühne nicht zeigen kann und auch nicht zu zeigen braucht, dazu, statt wirklicher Menschen — solche mit übernatürlichen Eigenschaften, auch wohl Halbgötter und sogar Götter selbst in seiner Dichtung auftreten zu lassen?“ Dann wäre darauf zu erwidern: Menschen mit übernatürlichen Kräften, Halbgötter und

Götter weist die epische Litteratur allerdings auf. Aber Herr Gartelmann irrt, wenn er annimmt, die dramatische wiese sie ebenfalls nicht auf. Ich erinnere ihn nur an die mittelalterliche Mysterienbühne. Und selbst heute, in Oberammergau, vor unseren eignen Augen, ist der Christus des Passionsspiels etwa kein Mensch mit übernatürlichen Kräften? Von den dramatischen Göttern und Halbgöttern der Antike, an denen es bekanntlich ebenfalls nicht gefehlt hat, schon ganz zu schweigen. Und wenn Herr Gartelmann sofort darauf weiter meint: „So geschickt (!) dieses jedoch vom Epiker gehandelt ist, so verfehlt würde es vom Dramatiker sein, wollte er dem ersteren hierin folgen, denn er würde hierdurch auf die wesentlichste Schönheit seiner Kunst verzichten, auf die Wahrheit nämlich, die auf der vollendeten Nachahmung beruht“, so hoffe ich ihn durch meine blosse kleine Anführung oben bereits hinlänglich ad absurdum geführt zu haben. Die Wahrheit, die auf der vollendeten Nachahmung beruht, ist eben die wesentlichste Schönheit der Kunst überhaupt. Und ein Dramatiker wie Ibsen wird sich daher heute, wo quer durch Sibirien eine Bahn gebaut wird und Chicago eine Weltausstellung veranstaltete, allerdings schwer hüten, ihr ein so grobes Schnippchen zu schlagen. Aber auch Zola als Epiker thut dies nicht. Und zwar aus absolut ein und demselben Grunde. Dass er im andern Falle „geschickt“ gehandelt hätte, ich hoffe, Herr Gartelmann wird dies jetzt nachgerade selbst nicht mehr behaupten. Die Zeit der „Menschen mit übernatürlichen Kräften“, der „Halbgötter“ und „Götter“ ist nun einmal definitiv vorüber. Eben, grade: daher waren ja auch gewissermassen alle jene Epen und Dramen, diese alten Ladenhüter der Litteratur, die uns noch immer als unsterbliche „Muster“ gepriesen werden, nur schön. Sie sind es heute nur noch insofern, als wir uns auf ihr einstiges, primitives Niveau zurückzuschrauben vermögen. Und Herr Gartelmann ist sicher davon ebenso überzeugt, wie ich selbst: das sind nur sehr Wenige. Wir geniessen heute alle diese Werke nicht mehr naiv, wie sie ehemals genossen wurden, sondern nur noch historisch. Sie lassen uns total kalt, falls wir nicht im Stande oder in der Stimmung sind, uns ihr ehemaliges „Milieu“ zu rekonstruieren. Dass Homer noch „lebt“, ist einfach professoraler Unsinn. Nicht die Göttin mehr in der Venus von Milo ist es, die uns Menschen heute erschauern lässt, sondern nur noch das Weib. Alles Uebrige ist Phrase. Das mag freilich für sämtliche alte Jungfer und einige vertrocknete Krebsthiere, die an deutschen Universitäten lehren, „Blasphemie“ sein. Thut nichts; es ist Wahrheit. Und das bleibt am Ende für uns, die wir auf keinen Kathedern sitzen, die Hauptsache. Doch Herr Gartelmann ist noch nicht fertig. Er fährt noch weiter fort:

„Auch der Epiker kann, gleich wie der Dramatiker, Personen redend einführen und insofern ist er ein nachahmender Dichter.“

Insofern? Nur insofern? Vielleicht macht Herr Gartelmann sich die Mühe und stellt sich einmal auf einige Augenblicke einen Roman vor, in welchem auch nicht eine einzige Person vorkommt, die der Dichter „redend einführt“. Und Herr Gartelmann wird mir zugeben müssen, dass es durchaus in der techuischen Möglichkeit gelegen hätte, alle Romane so zu schreiben. Nehmen wir als Beispiel also abermal den Assommoir. Wäre damit das Panorama, das uns in ihm entrollt wird, weniger der Wirklichkeit nachgemalt gewesen? Oder vielleicht, wenn ich ihn recht verstehe, gar überhaupt nicht? Und zwar blos, weil jetzt an den betreffenden Stellen, statt der bisherigen direkten, die indirekte Redeform stünde? Um Gotteswillen! Weiter.

„Will er jedoch eine Handlung darstellen, so kann dieses nur durch die Form der Erzählung geschehen; die Erzählung ist aber keine Nachahmung der Handlung, sondern nur der sprachliche Ausdruck für dieselbe.“

Ich bin starr. Dieses kindliche Spiel mit Worten! Was würde Herr Gartelmann wohl sagen, wenn ihm plötzlich Jemand weiss machen wollte, die Landschaftsmalerei wäre keine „Nachahmung“ der Landschaft, sondern nur ihr „malerischer Ausdruck“? Ja, zum Teufel! Wenn Einer nun einmal das Pech hat, Maler zu sein, womit soll er den verdammten Dingen denn sonst zu Leibe gehen, als mit Farbe, Pinsel und Leinwand? Und bin ich dazu „berufen“, Romanzier zu sein, womit soll ich die „Natur“ denn anders in mein Buch sperren, als mit Worten? So aufrichtig leid es mir daher auch thut, denn ich habe wirklich vor Herrn Gartelmann allen Respekt, so muss ich mir hier denn doch schon erlauben, ihn höflich auf einen seiner eigenen Sätze zurückzuverweisen. Er war so liebenswürdig boshaft, den seligen Verfasser der „Technik des Dramas“ mit ihm abzuführen: „das Ganze läuft also auf nichts anderes hinaus, als auf die Egoisterei eines Dramaturgen, der gleich das Beste für seine Dramatiker

mit Beschlag belegt, und die Andern dann sehen lässt, wie sie ohne ihn fortkommen.“ Es ist eben eine zu alte und wohlwollende Weisheit: Man soll nicht mit Steinen werfen, wenn man das brenzlige Vergnügen hat, in einem Glashause zu sitzen. Und in einem solchen sitzt Herr Gartelmann, wenigstens an dieser Stelle. Quod erat etc.!

Nicht minder hinfällig, als sein Beweis für die Epik, ist sein Beweis für die Lyrik. Wäre er ein Revolver, ich würde ihn schleunigst wegwerfen, um mich besser vertheidigen zu können.

„In allen den Stellen, wo der epische Dichter von sich, oder zu sich spricht, ist er subjektiv, in allen übrigen ist er objektiv und in den dialogisirten Theilen ist er nachahmend . . . die Lyrik ist im Ganzen subjektiv, und schon dadurch von dem Bereich der Nachahmung ausgeschlossen; sie drückt Empfindungen aus; aber dieser Ausdruck der Empfindung ist keine Nachahmung derselben.“

Subjektiv? Objektiv? Huh, riecht das nach Schweinsleder! Nämlich gerade diese beiden unglücklichen Wörtchen sind es, die ich in aestheticis mit Verlaub am Wenigsten ausstehen kann. Ja, ich bilde mir sogar manchmal ernsthaft ein, sie sind an dem ganzen Wirrwarr, in dem wir heute stecken, am Meisten schuld. Sie sind, ganz ehrlich, für mich zwei rothe Lappen. Ich kann sie nicht sehen, ohne sofort in eine gelinde Wuth zu gerathen. Aber, nicht wahr? Keinen langen, abstrakten Excus, sondern gleich schlankweg ein concretes Beispiel.

Jemand hat Ludwig Uhland geheissen und ein weisses Blatt Papier bemalt, wie folgt:

„Nur selten komm' ich aus dem Zimmer,  
Doch will die Arbeit nicht vom Ort;  
Geöffnet sind die Bücher immer,  
Doch keine Seite rück' ich fort.

Des Nachbars lieblich Flötenspielen  
Nimmt jetzt mir die Gedanken hin,  
Und jetzt muss ich hinüberschielen  
Nach meiner hübschen Nachbarin.“

Habe ich damit ein Epos in die Welt gesetzt? Ich glaube, auf keinen Fall. Wenn Lyrik überhaupt existirt auf diesem runden Ball hier, das ist welche! Sehr richtig, beeilt sich Herr Gartelmann hinzuzusetzen, und zwar als solche natürlich „im Ganzen subjektiv“. Glücklicherweise hat aber mein Blatt auch noch eine andere Seite, und auf diese schreibe ich:

„Nur selten kommt er aus dem Zimmer,  
Doch will die Arbeit nicht vom Ort;  
Geöffnet sind die Bücher immer,  
Doch keine Seite rückt er fort.

Des Nachbars lieblich Flötenspielen  
Nimmt jetzt ihm die Gedanken hin  
Und jetzt muss er hinüberschielen  
Nach seiner hübschen Nachbarin.“

Ich wette tausend Thaler gegen die berühmte eine Bratkartoffel, Herr Gartelmann muss mir jetzt zugeben, meine Lyrik ist mir plötzlich „im Ganzen objektiv“ geworden. Denn hat der Epiker das Recht, „subjektiv“ nur an allen den Stellen zu sein, wo er von sich, oder zu sich spricht, in allen übrigen aber eben „objektiv“, so ist, meine ich, wirklich nicht recht einzusehen, warum seinem armen Kollegen, dem Lyriker, auf dem die Welt, weiss Gott, auch schon so genug rumpaukt, dieses harmlose Vergnügen nicht ebenfalls gegönnt sein sollte. Und in meiner Umdrehung des Originals sprach ich weder „von mir“, noch „zu mir“. Mithin, Herr Gartelmann, Ihr „schon dadurch“ hat aber auch nicht den allermindesten Sinn. Es kann eben genau so eine „Er“-Lyrik geben und giebt sogar eine solche, wie es eine „Ich“-Epik giebt. Nun ich bin ein friedliebender Mensch. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen: nämlich lassen wir diese beiden Wörtchen „subjektiv“ und „objektiv“ doch lieber ganz aus dem Spiel. Sie drücken Werthe aus, die in der Kunst keinen Kurs haben. Ich weiss: irgend so ein alter, verschimmelter Konfusionsrath von anno dazumal hat sie eingeschmuggelt, gutmüthige Leute, in ihrer Einfalt, gaben sie weiter, und alle Welt

nimmt sie heute ahnungslos in Zahlung an. Aber ich, heute als erste derartige Annahmestelle, refüsire sie hier. Ich habe sie gegen das Licht gehalten und bin davon überzeugt: sie werden morgen nur noch lächerliche, werthlose Fetzen sein. Ist Ihnen denn das noch nie aufgefallen? Warum hat man mit ihnen noch nie z. B. in der Malerei jonglirt? Ich glaube, den Satz: „Das Bild hier ist subjektiv und das hier ist objektiv“, diesen Satz würde sich in einem Blatt, wie z. B. „Die Kunst für Alle“, nicht einmal der älteste, ehrwürdigste Methusalem leisten. Und ebenso wenig in der Skulptur. „Ja, Bauer, die bildenden Künste . . .“ Halt! Gerade da! Genau an dieser Stelle! Da liegt ja gerade der Hase im Pfeffer! Ich behaupte: Eine Kunst, die nicht „bildend“ wäre, giebt es einfach gar nicht. Ob ich eine Statue meissle, oder ein lyrisches Gedicht schreibe — der eigentliche Mechanismus ist in beiden Fällen genau derselbe. In beiden Fällen reproduzire ich mit dem und dem Material ein „Stück Natur“. Denn ein solches ist nicht blos, im Original, jener „Hirtenknabe, die Flöte blasend“, den ich hier als erste, vorläufige Skizze in Ton knete, sondern ein solches ist, genau so, auch jene eigenthümliche Stimmung, die mich überrieselt, wenn ich zufällig so einen Burschen auf seinem Rohr spielen höre. Und inwiefern ich mich nun mit meinen beiden Werken der Skulptur und dem Gedicht der Natur gegenüber in dem einem Falle „bildend“ verhalten habe, in dem andern aber nicht, ist mir nicht recht einleuchtend. In beiden Fällen, sagt mir mein Wissen, habe ich nachgemacht. Oder, wenn das so besser gefällt, wiedergegeben. Es kommt hier auf eins heraus. Und mein Werk erscheint mir infolge dessen auch um so vorzüglicher, je mehr ich mir glaube einreden zu dürfen, dass diese Prozedur mir gelungen ist. Was sagt da „subjektiv“, was sagt da „objektiv“? Nichts! Das sind hier Messer ohne Klingen, die keinen Griff haben. Und da kommt nun Herr Gartelmann, schlitzt mir mit ihnen den Bauch auf und behauptet, „die Lyrik drückt Empfindungen aus, aber dieser Ausdruck der Empfindung ist keine Nachahmung derselben!“ Wenn das wahr ist, ist auch die Venus von Milo keine „Nachahmung“, und mein Hund, dem ich aus Versehen auf den Schwanz trete, produziert ein lyrisches Gedicht.

Mithin, Herr Gartelmann hat mit diesen Proben seiner Kritik nicht gerade in's Schwarze geschossen. Dichtkunst ist Nachahmung. Dies Wort sie sollen lassen stahn. Nur freilich: sein erster Stipulant, der alte Aristoteles, hat es leider nie verstanden, aus ihm auch nur die einfachsten Konsequenzen zu ziehen. Hätte er sie gezogen, und zwar scharf, nach jeder Richtung hin und unerbittlich, seine „Poetik“ würde noch heute dastehen, wie sie vor zweitausend Jahren dagestanden. So aber, jenen Satz noch erweitert und als tiefstletzte Basis der gesammten Kunstwissenschaft überhaupt untergeschoben, kann sie heute, leider, nur noch als ein Sammelsurium von Konfusionen und Widersprüchen oft der allergrößten Art bezeichnet werden. Was selbstverständlich kein Grund ist, dass der deutsche Makulatur-Professor sich nicht immer noch auf sie beriefe, bei jeder Gelegenheit, wie der protestantische Pastor auf seine Bibel. Sie ist ihm immer noch die „Heilige Schrift des Schönen“.

Ob es Gartelmann gelingen wird, ihr ihre Gläubigen allmählig abspenstig zu machen? Durch seine haltlosen Theorien über Epik und Lyrik, wie ich eben hinlänglich bewiesen zu haben glaube, sicher nicht. Aber glänzend, einfach durchschlagend, ich wiederhole, schien mir seine Kritik des aristotelischen Dramas. Ich halte es für vollkommen ausgeschlossen, dass sie sich je von ihr erholen wird . . .

Ich weiss nicht, ob einige Leute von starkem Gedächtniss sich noch jener Enquête entsinnen, die man unlängst über das Thema: „Die Zukunft der deutschen Litteratur im Urtheil unserer Dichter und Denker“ anzustellen für nicht ganz unzeitgemäss befunden. Da der Betreffende so ausserordentlich liebenswürdig war, mich wiederholt ebenfalls unter diese letzte Spezies zu rechnen, so glaubte ich schliesslich kein Spielverderber sein zu dürfen und setze mich ebenfalls auf den Dreifuss.

Mein Orakel lautete:

„Was nach meiner Meinung die deutsche Litteratur für eine Zukunft hat? Sie stellen Ihre Frage ernsthaft. Die Antwort aber, die ich Ihnen am liebsten geben möchte, wäre scherzhaft. Wie mir also helfen? Unter den vielen Möglichkeiten, die ich sehe, diejenige herausgreifen, die mir die wahrscheinlichste scheint? Wenigstens heute und in der Stimmung, in der ich mich momentan befinde? Schön. Aber vielleicht schon morgen denke ich anders. Denn ich wiederhole: die Kombinationen, die sich mir bieten, sind zu vielfältig und ich bin zu wenig Laubfrosch. Prophezeie

ich diesen Unsinn, so müssen Sie mir schon freundlichst gestatten, dass ich ihn hin-  
stelle als resultierend aus Ihrer Frage.

Vor allen Dingen: ich halte es für vollständig verfehlt, die Zukunft unserer  
Litteratur nur aus unserer deutschen Gegenwart allein schliessen zu wollen. Sie kann  
meinem Dafürhalten nach, wenn überhaupt, nur aus der gegenwärtigen Konstellation  
der europäischen Litteratur insgesamt gefolgert werden. Und da scheint mir denn  
allerdings thatsächlich, als ob unsere moderne Welt wieder vor einer höchst charakte-  
ristischen Wende stünde. Durch ein Gesetz, dessen Wurzeln wir leider noch nicht  
genügend kennen, sehen wir nämlich die merkwürdige Erscheinung hervorgebracht,  
dass die einzelnen Künste, respektive sogar wieder deren einzelne Gattungen, nie und  
nirgends, wie der deutsche Professor sagt, gleichzeitig blühen; sondern dass sie sich  
im Gegentheil in diesem angenehmen Geschäft mehr oder minder regelmässig ablösen.  
Und unter diesem Gesichtspunkt, den ich als durch die Thatsachen ziemlich  
gegeben erachte, scheint mir die bisherige Litteratur unseres Jahrhunderts in zwei  
grosse Gruppen gesondert. Die erste war lyrisch, und es kann nicht gesagt werden,  
dass irgend ein Einzelvolk während dieser Epoche eine besondere Herrschaft über die  
übrigen ausgeübt hätte. Byron galt zweifellos Alfred de Musset, Heine stand sicher  
nicht hinter allen Beiden zurück und selbst Italien, das heute nur Mascagni hat,  
stellte damals Giacomo Leopardi. Dann kam die Generation, deren sinkende Sonne  
wir heute am Horizont seh'n, und der europäischen Geschmack, vom Vers übersättigt,  
wandte sich der Prosa des Romans zu. Die Führung hatte jetzt entschieden Frank-  
reich übernommen. Russland marschirte und marschirt namentlich auch heute noch  
erst in sehr becheidener zweiter Reihe. Deutschland vollends hatte die ganze Zeit  
über gerade genug mit sich selbst zu thun und kam überhaupt gar nicht erst in Frage.  
Doch scheint mir, dass sich gerade nach dieser Richtung hin die Dinge nächstens  
eventuell ändern könnten. Die schönen langen Gräser, die heute über dem Grabe der  
Lyrik weh'n, werden vielleicht bald Zeit und Weile haben, ihr erspriessliches Wachs-  
thum auch über die bisherige Alleinherrschaft des Romans zu verbreiten. Ob der  
moderne Geschmack sich dann dem Drama zuwenden wird? Ich halte es für das  
Wahrscheinlichste. Es sind bereits Wunder gescheh'n und Zeichen. Und ich zweifle,  
dass dann die Führung dieser Bewegung wieder von Frankreich ausgehen wird.“

Sondern? Ich glaube meine Meinung bereits angedeutet zu haben. Von  
Deutschland.

Paris hat meines Erachtens nach dies Mal schon deshalb die wenigsten Chancen,  
weil kein Volk der Welt heute ein Theater besitzt, das so schmachlich weit hinter  
seiner übrigen litterarischen Entwicklung zurückgeblieben wäre, als grade das fran-  
zösische. Das, um nur ein Beispiel anzuführen, die gegenwärtige englische Bühne  
noch um einige erkleckliche Mal hunds miserabler ist, weiss ich. Aber sie disharmonirt  
dortzuland doch wenigstens nicht so grauenhaft mit dem übrigen litterarischen Schund.  
Ja sogar ganz im Gegentheil. Sie entblüht aus ihm, stimmungsvoll, wie ein Wald  
Disteln aus einem Gerüllhaufen. Anders in Frankreich. Ein grellerer Kontrast, als  
er hier existirt, zwischen der Schule Dumas auf der einen und der Schule Flaubert  
auf der andern Seite, in ein und demselben Lande und zu ein und derselben Zeit, ist  
einfach undenkbar. Hier „Kunst“, dort „Klitsch“. Man erinnert sich an die berühmte  
gewordene Prophezeiung Zolas: Das französische Theater wird entweder naturalisch  
sein, oder es wird überhaupt nicht sein. Sie ist heute in Erfüllung gegangen. Das  
französische Theater ist überhaupt nicht. Das heisst, natürlich wohlverstanden, nicht  
für die grosse Entwicklung. Es schnurrt hinter ihr her, lächerlich und überflüssig wie  
das bekannte fünfte Rad am Wagen.

Eine ungleich grössere Bedeutung für das momentane geistige Europa, als das  
französische, hat allerdings entschieden das skandinavische Theater besessen. Aber eben,  
und daran wird sich wohl kaum mehr etwas ändern lassen, hat besessen. Denn es ist  
ausser allem Zweifel, dass diese Bewegung ihre Polhöhe längst überschritten hat; dass sie  
nicht mehr auf ihrem Aufstieg begriffen ist, sondern bereits auf ihrem Abstieg. Und  
zwar aus dem sehr einfachen und dies Mal wirklich ausserordentlich einfachen Grunde,  
weil das verehrte Publikum endlich denn doch dahinter gekommen ist, dass ihre Tendenz  
eigentlich weniger eine concret künstlerische ist, als vielmehr eine abstrakt ethische.  
Nicht vor's Parquet gehören Ibsen und seine Leute, sondern auf die Kanzel. Und  
somit sind ihre Löwenfelle mit einem Ruck transparent geworden.

Russland? Ja, warum dann nicht lieber gleich Italien oder Spanien? Bleibt

also nur noch Deutschland. Und da steht denn vor allen Dingen sofort eins fest: nämlich, dass jene „Revolution“, der unsere Litteratur seit einigen Jahren bereits eine neue Lyrik verdankt, ihr endlich, vor Kurzem, auch ein neues Drama geschenkt hat. Und zwar ein Drama, das die Alternative Zola's: „Le théâtre sera naturaliste, ou il ne sera pas“ erst eigentlich recht bewahrheitet. Die bisherige rein negative Antwort der Entwicklung der Dinge in Frankreich hatte sicher noch Raum für die verschiedensten Deutungen offen gelassen. Die heutige, positive aber in Deutschland bildet die schönste definitive Probe auf das Exempel. Und es liegt mithin, meine ich, wirklich kein rechter Grund vor, dass, nachdem eine Generation vor uns der naturalistische Roman seinen Siegeszug über Europa von jenseits des Rheins aus angetreten hat, das naturalistische Drama heute genau diesen selben Siegeszug nicht von diesseits des Rheins aus antreten sollte. Das mag so naiv sein, wie es Lust hat. Meinestwegen. Ich gönne Jedem seine Freude. Die Meisten von uns sind ja noch relativ jung und haben also genügend Zeit, das Eintreffen oder Nichteintreffen abzuwarten. Ein Jahrzehnt spielt da keine Rolle. Nur um eins möchte ich bitten. Nämlich, dass man mich nicht missversteht: nicht in Form von Uebersetzungen, oder ähnlich stelle ich mir diesen Siegeszug in spe vor, sondern auf Grund unserer neuen „Methode“. Denn, wie ersichtlich, um mich mit Verlaub philosophisch auszudrücken, ist unserm jungen deutschen Drama eine solche immanent. Und ich begnüge mich hier nur anzudeuten, wie ihr bestes Fundament darin beruht, dass sie uns vor Allem eine neue Sprache für das Theater gegeben: die unmittelbar lebendige statt der bisher konventionell überliefert gewordenen litterarisch toten. Eine Neuerung für die gesammte Litteratur von einer so prinzipiellen Bedeutung, wie sie seiner Zeit für die Malerei die Verdrängung des künstlichen Atelierlichts durch das natürliche Freilicht besessen. Und ob mit oder ohne Willen, aber es wird Niemand sein, der sich auf die Dauer ihr wird entziehen können. Es ist nicht im Mindesten zu viel gesagt: durch sie in Erschütterung versetzt, wird mit der Zeit kein Stein der alten Konvention auf dem andern bleiben. Was die alte Kunst, mit ihren primitiveren Mitteln, schon einmal gethan, wird mit diesen komplizirteren nun noch einmal gethan werden müssen, der ganze Mensch von Neuem gegeben werden. Und es versteht sich von selbst, dass gegenüber dieser Unsumme von Arbeit, die dieser neuen Technik auf diese Weise harrt, und aus deren allmäligen Bewältigung durch sie ein Drama hervorgehen wird, das das Leben in einer Unmittelbarkeit geben wird, in einer Treffsicherheit, von der wir heute vielleicht noch nicht einmal eine entfernte Vorstellung besitzen, noch geradezu eine ganze Reihe von Generationen vergehen wird, ehe ein ähnlich tiefer Einschnitt in der Geschichte des Theaters auch nur möglich sein wird. Und ich meine, gerade Gartelmann hätte durchaus das Zeug dazu, der erste „Kritiker“ dieser neuen Phase zu werden. Die Herren bisher waren nur Reporter.

Ob ihn aber diese Dornenlaufbahn reizen wird? Ich würde ihm in seinem eigenen Interesse gratuliren, wenn er sie links liegen liesse. Olet...

## Die Plastik auf der Berliner internationalen Kunstausstellung.

Von Johannes Gaulke in Berlin.

Wenn man die Kunst als den Gradmesser unserer Kultur betrachtet, so st nach dem Maasstabe, den die diesjährige internationale Kunstausstellung uns bietet, ein stetes Steigen und Fallen unserer ästhetischen Begriffe zu beobachten. Wohin wir uns wenden, ob wir die phrasenhaft theatralischen Werke der französischen Kunst in Augenschein nehmen oder uns im sogenannten Ehrensaal bewegen, einer Stätte, auf welcher die destruktiven Tendenzen der Zeit noch keine Spuren hinterlassen haben — überall treten gleich deutlich zwei Richtungen in die Erscheinung: die Decadence und die sie begleitende Ascendenz.

Die Plastik, jene Kunst, welche uns am anschaulichsten über das ästhetische Bedürfniss der herrschenden Klasse unterrichtet, steht auch diesmal, soweit es sich um deutsche Arbeiten handelt, im Zeichen der Decadence; doch deuten auch einige Arbeiten auf eine bevorstehende Ascendenz hin. Zur ersten Gruppe gehören jene Werke, die dem Byzantinerthum und dem modernen Heroenkultus gewidmet sind. Es ist erstaunlich, mit welcher hingebenden Liebe Künstler von Weltruf und auch achtungsgebietendem Können sich diesem Sujet hingeben, zugleich kann man aber auch nicht umhin die ausserordentliche Geschicklichkeit zu bewundern, die insbesondere unsere Berliner Bildhauer in der Herstellung von Reiterstiefeln und Uniformstücken erreicht haben. Der verflorsene Kanzler aus dem Sachsenwalde ist allein schon in vielen Exemplaren vertreten, die theils in ganzer Figur, theils als Büste ausgeführt sind, dazu gesellt sich noch eine Serie von Skizzen zu Bismarck-Denkmalern, mit denen „reichstreue“ Städte sich selbst auszeichnen wollen. Sonst noch äussert sich das Loyalitätsgefühl durch Denkmäler von Herrschern und ihren bewaffneten Mannen. Die meisten dieser jetzt so beliebten Ausdrucksmittel des Patriotismus, die Kaiser-, Krieger- und Bismarck-Denkmalern können aber als Kunstwerke kaum in Betracht kommen. Selten hat der Genius an der Wiege ihrer Verfertiger Pathe gestanden. Eine glänzende Ausnahme von dieser Regel bildet das Kaiser Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth von Baumbach. Seinen Höhepunkt erreicht das Byzantinerthum in der Kunst in Michel Locks Gruppe: „Ich habe keine Zeit müde zu sein“; der verstorbene Kaiser Wilhelm giebt seine letzte Unterschrift, ein Engel des Todes — man kann ihn auch als eine andere Persönlichkeit auffassen — beschirmt den sterbenden Greis. Diese Gruppe verdient als Illustration der preussisch-deutschen Geschichtsschreibung eines Sybel, Treitschke etc. Verwendung zu finden.

Auch auf andern Gebieten der Plastik zeigt sich Berlin, die traditionelle Bildhauerstadt, grade nicht von ihrer glänzendsten Seite. Fast die einzige Arbeit wirklich monumentalen Gepräges ist Manzels Brunnen für Stettin. Auf das alte Brimborium, den Wassergott Neptun und sein aus Nixen und Tritonen bestehendes Gefolge gänzlich Verzicht leistend, hat der Künstler ein Werk geschaffen, das auf die verzopfte allegorische Kunst eine revolutionirende Wirkung ausüben könnte, wenn nicht immer wieder das Geschrei der Aesthetiker von Fach und Schulung die neuen Kunstanschauungen übertönen würde. — Altmeister Begas dagegen, der unstreitig über ein ausserordentliches Können verfügt, sich aber selten an ein modernes Motiv herangewagt hat, bringt auch in diesem Jahr ein bereits vielfach bearbeitetes Sujet: Kain und Abel. Die Arbeit ermangelt nicht einer gewissen Originalität der Auffassung, die Kainfigur ist ein vorzüglicher Typus des auf der untersten Entwicklungsstufe stehenden Menschen, des hypothetischen homo diluvii testis, zugleich prägt sich auch in den Zügen des Kain die Verbrechernatur mit markanter Deutlichkeit aus. Als geschlossenes Kunstwerk steht diese Gruppe aber weit hinter den anderen Arbeiten Begas zurück. Es scheint, als ob die Beschäftigung mit dem modernen Heroenthum auch den genialen Schwung des Begründers der realistischen

Plastik ungünstig beeinflusst hätte. — Eine Arbeit, die trotz ihrer zahlreichen Schwächen nicht verdient unerwähnt zu bleiben ist C. von Uechtritz' „Zeit“, eine einsame Figur auf dem Riesenkopf einer Sphinx stehend. Wenn auch diese Arbeit nicht die Stimmung bei dem Beschauer wachruft, die der Künstler zum Ausdruck bringen wollte, so ist diese Arbeit doch ein erfreuliches Zeichen dafür, dass in weiteren Kreisen sich eine entschiedene Abneigung gegen alte Allegorien und Symbole Geltung verschafft. Wäre die weibliche Gestalt etwas weniger sentimental aufgefasst — die bittere Nothwendigkeit, die brutale Gleichgültigkeit hätten in der allegorischen Figur der Zeit zum Ausdruck gebracht werden müssen — dann könnte die Arbeit zu den originellsten Werken moderner Bildhauerkunst gezählt werden.

Auch die Welt der Griechen, welche den einsamen Hain und das bewegte Meer in gleicher Weise mit poetischen Fabelwesen bevölkert haben, ist für die Künstler eine unerschöpfliche Fundgrube geblieben; die neueren sind allerdings fast ausschliesslich Epigonen ihrer grossen Vorbilder geblieben, die alten Typen sind nur sklavisch von ihnen nachgeahmt. Um so mehr zieht uns daher eine Arbeit an, die neben der freischaffenden Phantasie der Alten sich auch durch eine wirkliche Originalität auszeichnet. Otto Petri hat durch eine Gruppe; „Am Meeresgrund“ die Welt der Hellenen neu belebt. Einen gänzlich neuen Typus führt er uns vor, einen menschlich stylisirten Seehund, der halb neugierig, halb lüstern den jugendlichen, anmuthigen Körper eines ertrunkenen Weibes betrachtet. —

Eine andere Gruppe moderner Bildhauerkunst, die ebenso zeitgemäss wie ein Herrscherdenkmal ist, bildet die pietistische Kirchenkunst. So kultivirt auch Herr Professor Eberlein das religiöse Genre scheinbar mit derselben Verve wie das Uniformstück. Eine Pietà ist der Ausfluss dieser reformatorischen Bestrebung. Durch theatrales Pathos, das auf diesem Gebiet unvermeidlich ist, soll das Kunstwerk einen faszinirenden Eindruck auf den Gläubigen machen; dem Eberlein'schen Werk ist indessen hierin Kruses „Schweisstuch der heiligen Veronika“ weit überlegen, eine Arbeit, die man eher bei Castan als auf der internationalen Kunstausstellung vermuthet hätte. Der vertieft gemeisselte Christuskopf, der von irgend wo her eine gespensterhafte Beleuchtung empfängt, bildet ein prächtiges Gegenstück zu den Tableaux Castans; hoffentlich gelingt es dem pietistischen Künstler sein Machwerk bei unseren Frommen loszuschlagen, an würdigen Stätten zu seiner Aufstellung zum Nutz und Frommen aller Gläubigen fehlt es ja auch nicht im lieben Berlin. —

Zu den wirklichen Kunstwerken der deutschen Plastik gehört Erich Hösels Hunne, eine Reiterfigur, die einen wohlthuenden Gegensatz zu der Reihe moderner Krieger bildet. In dem Gesicht des Hunnen paart sich die ganze Bestialität des berufsmässigen Kriegers mit der Stupidität des Wilden. Er reitet über das halbverscharrte Skelett eines Römers hinweg, das er neugierig betrachtet. Der Künstler deutet durch diese Kombination gewissermassen symbolisch das Uebergangsstadium der klassischen Kultur zur neueren an, den Verfall des Römerreichs und die Herrschaft der Barbarenvölker. —

Durch eine reiche Auswahl moderner Motive und eine geniale Durchführung zeichnen sich die Belgier auf der diesjährigen Ausstellung aus. Diese Künstlergruppe hat auch in den Vorjahren schon manche beachtenswerthe Probe ihres Könnens gegeben. „Gerächt“ nennt Joseph Lambeaux eine Gruppe zweier ringender Männer; der Sieger ist im Begriff den Unterlegenen mit voller Wucht niederzuschmettern. Jules Lagae bringt zwei Gefesselte, die ihren letzten Gang anzutreten scheinen. „Sühne“ ist der Titel dieser Arbeit. Beide Werke stehen sowohl technisch als auch in der wuchtigen Komposition auf einer selten erreichten Höhe. Diesen grossen monumentalen Zug treffen wir nicht häufig in unserer Plastik an; es scheint, als ob die Belgier und Franzosen auf diesem Kunstgebiet das geistige Erbe Michelangelos angetreten haben. Auch an Tiefe der Empfindung bleiben sie nicht hinter anderen Nationen zurück. Da ist Pierre Braecke's Gruppe „Verzeihung“, die Mutter, die den reuigen Sohn in ihre Arme schliesst, ein Werk von realistischer Anschaulichkeit von einem schönen idealen Zuge durchweht. Auch die andern romanischen Nationen sind namentlich in der Plastik ihren alten Kunsttraditionen treu geblieben; stets haben sie es verstanden den veränderten sozialen Verhältnissen in der Kunst Rechnung zu tragen. Daher schöpfen die romanischen Künstler schon längst aus dem bewegten Leben des Volkes, während man bei uns kaum über einige schüchterne soziale Stimmungsbilder hinausgekommen ist. Das Leben des Proletariats, seine Leiden und Entbehrungen gelangen dort in beredter Sprache zum Ausdruck. Die Wittve mit ihrer Weise, eine Marmorgruppe von Teixeira Lopes ist ein werthvoller Beitrag zur modernen sozialen Kunstrichtung. Auch an modernen allegorischen Bildwerken bietet die Ausstellung manche beachtenswerthe Leistung. Die Schifffahrt und die Eisenbahn sind von Mariano Benlliure im Gegensatz zu der sonst üblichen Darstellungsweise durch kräftige Gestalten, die die Arbeit nicht scheuen, zur künstlerischen Anschauung gebracht. — So dürfte die internationale Kunstausstellung der verzopften deutschen Denkmalkunst mancherlei Anregung von dieser Seite geboten werden, wenn überhaupt eine Wandlung zu erhoffen ist, so lange sich die deutsche Kunst im seichten Fahrwasser des Hurrahpatriotismus bewegt. Und die romanischen Völker mögen sich beglückwünschen, dass sie kein glorreiches Kriegsjahr, das einen so unheilvollen Einfluss auf unsere ethische und ästhetische Entwicklung ausgeübt hat, in ihrer modernen Geschichte aufzuweisen haben.

## Der bunte Vogel.

Von Otto Erich Hartleben in Berlin.

Das letzte Haus auf der Landspitze, das schon ganz in der Nähe des Leuchthurmes lag, bewohnte ein alter graubärtiger Seemann, der von den anderen Seeleuten der Gegend nicht anders als der weise benannt wurde.

Er hatte sein ganzes Leben stets so klug eingerichtet, dass er jetzt, wo er bereits ein schönes Alter erreicht hatte, einestheils doch noch ein

rüstiger und gesunder Mann war und andertheils auch ein gutes Stück Geld als Ersparthes hinter sich liegen hatte. So konnte er sich seines Alters ruhig erfreuen.

Weib und Kind hatte er nie gehabt; seine liebste Beschäftigung und sein eigentliches Glück war immer das Denken gewesen.

Er sagte sich: entweder ist ein Weib meinem Denken förderlich, dann ist es unnöthig, sie zu ehelichen, denn was ich von ihr gewinnen will, vermag ich auch so mühelos aus ihrem Gespräche zu ziehen — oder aber sie ist meinem Denken nicht förderlich, dann hiesse es eine Thorheit, sie zum Weibe zu nehmen, denn sie möchte mich leicht von meinem Gedanken abbringen und mir mein Glück zerstören.

Sein Glück war es aber, an schönen Tagen, wenn das Meer ruhte, sein Boot zu besteigen und langsam hinauszufahren, ganz allein mit seinen klugen und geliebten Gedanken. Er führte weder Waaren an die nächste Küste, noch warf er das Netz nach Fischen aus: er sass still am Steuer und dachte in einem fort. —

Da geschah es eines Tages, als die Sonne schon tiefer am Himmel stand und ihre Lichter auf den Wellen lagen, wie Goldfitter auf einem dunklen Maskenkleide, dass sich ein grosser zierlicher Vogel, etwa von der Gestalt eines Reiher, vorn auf das Schiff des weisen Seemanns niedersetzte. Dieser bemerkte den Schatten, den der Vogel vor ihm auf den Boden des Schiffes warf, und sah auf.

Nach einem langen Nachsinnen, während dessen er den Vogel unverwandt betrachtet hatte, sagte der Seemann:

„Du scheinst mir ein Vogel zu sein, denn du hast zwei Beine und zwei Flügel und bist am ganzen Körper mit Federn bedeckt.“

Der Vogel erwiderte: „Deine Gedanken haben dich zu einer richtigen Erkenntniss geführt, ich bin allerdings ein Vogel, und bitte dich, mich gastlich auf deinem Schiffe aufzunehmen.“

Der Seemann wunderte sich, dass der Vogel reden konnte und sprach: „Gern begrüss' ich dich als meinen Gast. Ich habe bisher noch keine Gelegenheit gehabt, einen Vogel reden zu hören, und vermuthe daher, dass ein Gespräch mit dir meinem Denken wohl förderlich sein möge. Nur mache ich dich darauf aufmerksam, dass du als ein Gast meines Schiffes dich auch der Ordnung wirst fügen müssen, die auf ihm herrscht und die ich als das Ergebniss meines vielfältigsten, Jahre, lange Jahre währenden Nachdenkens hochhalten muss.“

Der Vogel nickte mit dem Kopfe: „Sprich nur,“ sagte er, „was gehört zu dieser Ordnung?“

Zu ihr gehört, dass man sich nicht auf ein Bein stelle, wie du das thust, denn wollte ich ein Gleiches versuchen, so würde ich alsbald in dem schwankenden Boote umfallen oder wohl gar über Bord in das Meer hinausstürzen. Da ich es aber nicht kann, sollst auch du es nicht thun: denn es sieht wie eine Ueberhebung aus.“

Der Vogel streckte geduldig das zweite Bein hervor und setzte es auf den Schiffsrand —: „weshalb soll ich nicht auch einmal auf zwei Beinen steh'n?“

Nachdem der Seemann den Vogel wieder eine Zeit lang betrachtet

und beobachtet hatte, sagte er: „Du hast zwar einen weissen Bauch, wie viele andere Vögel und wie ihn von Natur auch die Menschen meistens besitzen, aber was ich bei dir sonderbar finde und keineswegs begreifen kann, ist, dass du auf dem Rücken ganz bunt, grün, roth und golden gefiedert bist, so dass die Sonne sich ordentlich zu freuen scheint, wenn sie auf deinen Flügeldecken blinkt und schillert und einen gelben Saum um deine Gestalt zieht. Die Menschen, die doch das klügste Geschlecht auf der Erde sind, pflegen sich mit einem schwarzen oder grauen oder braunen oder sonst einem schwach gefärbten Rocke zu bekleiden und die Vögel sind im Allgemeinen wenigstens so gescheidt, es den Menschen nachzutun. Wenn du nun dahingegen in einem so fremdartig bunten und auffallend scheckigen Aufzuge daher kommst, so scheinst du mir damit wider die gemeine Bescheidenheit aller Kreatur gröblich zu verstossen, und mich dünkt, du thätest besser, wenn du solcherlei thörichten und hochmüthigen Firlefanz von dir legtest. Bedenke wohl, dass selbst der Vogel Strauss, mit dessen Federn doch ein so grosser und schwunghafter Handel betrieben wird, nur in zwei oder drei höchst einfachen Farben umherläuft. Bedenke auch ferner, ob es wohl klug und besonnen sei, also durch sein Aeusseres vor den Anderen hervorzustechen und bald den Neid, bald den Spott, immer aber eine besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken!“ —

Der Vogel riss den langen spitzen Schnabel weit auf — aber ohne ein Wort zu sagen, klappte er ihn wieder zu. Seine kleinen grauen Augen leuchteten wie vor innerem Vergnügen, er legte den Kopf etwas auf die Seite und blinzelte den alten Seemann freundlich an.

Dieser fuhr fort: „Und ganz besonders verdreht erscheinen mir nun noch diese beiden langen, dünnen, gewundenen Federn, die auf deinem Kopfe hin- und herschwanken, als wollten sie Alles, was fest steht, verhöhn! Diese wirst du dir jetzt zu allererst einmal schleunigst abschneiden lassen.“

„Meinst du?“ fragte der Vogel. „Und was müsste ich dann wohl thun?“

„Das will ich dir sagen. Ich habe hier einen guten und nützlichen Theer, mit dem ich die Bretter meines Schiffes überziehe, damit sie nicht faulen. Mit dem will ich deine Flügel bestreichen und so ihre leuchtenden Farben auslöschen. Du hast dann die Farbe des Raben — so magst du mir dann als Gast auf meinem Schiffe bleiben, denn noch Manches hätte ich mit dir noch zu bereden.“

Da sprach der Vogel: „Habe Dank für deinen guten Willen und klugen Rath. Ich bin ein höflicher und friedlicher Vogel und würde mich gewiss gern der Ordnung fügen, die hier auf deinem Schiffe und in deinem nachdenksamen Kopfe herrscht — wenn ich es nöthig hätte und darauf angewiesen wäre. Doch bedarf ich deiner Gastfreundschaft länger nicht mehr. Schon dieweil wir uns so klug miteinander besprachen — hab' ich genug gerastet und zu neuem Fluge sind meine Kräfte gesammelt. Leb' wohl.“

Und mit einem übermüthigen Krählaut dehnte der bunte Vogel seine langen schimmernden Flügel aus, schwang sich auf und flog in den blauen Abendhimmel hinaus. — —

Der Seemann war ganz verduzt. Er wollte dem Vogel nachschauen, aber er vermochte es nicht: die Sonne blendete seine Augen. —

Da legte er den Finger an seine Nase und nachdem er heftig nachgedacht hatte, sprach er zu sich: „Merkwürdig, wie leichtfertig diese Vögel sind. Ich denke mir aber: es wird das davon kommen, dass sie fliegen können.“

## Die Gefallene.

(Nachdruck verboten.)

Eine Episode von Julius Knopf in Berlin.

Ich sitze im Café Bauer, lese meine Zeitungen und vertiefe mich in die Konstellationen der Politik. Nichts Neues da, überall olle Kamellen: Crispi contra Rudini — Arbeiter-Ausstände — etliche Majestätsbeleidigungs-Prozesse — eine funkelnelgeue Bismarck-Rede — Todesnachrichten aus Ost-Afrika. —

„Sie gestatten?“

Aus dem Lesen aufgeschreckt schnelle ich empor. Ich blicke ganz flüchtig auf. Vor mir steht ein hochgewachsener, intelligent aussehender Mann.

„Bitte.“

Er setzt sich und lässt sich die gute „Tante Voss“ geben; ich studiere meine Zeitungen weiter. —

Bald habe ich meine Lektüre beendet. Während ich die Zeitungen auf den Tisch lege, sieht er — durch das knisternde Geräusch beunruhigt, — auf.

„Wie ich bemerke, sind wir politische Gegner“, holt er mich aus.

„Wenn ich von der Zeitung auf Ihre politischen Ansichten schliessen darf — allerdings.“

„Sie dürfen“, bestätigt er — „Aber darum keine Feindschaft! Ich nippe nur ein Bischen an dem Giftrunk „Politik“. Sie hat meinen Charakter nicht verdorben.“

Er will weiter sprechen, starrt mich aber auf einmal prüfend an. Ich thue das Gleiche. Er kommt mir so bekannt vor. Das Gesicht — nur der starke Schnurrbart stört mich —; und dann die Stimme!

„Donnerwetter, Wellner!“ platze ich heraus.

Er giebt mir vergnügt die Hand.

„Hier also sieht man sich wieder!“ sagt er, meine Hand immer noch festhaltend. „Ein hübsches Quantum Jährchen, seitdem wir die Schulbank gedrückt haben.“

Wir tauschen alte Schulerinnerungen aus, und das Herz geht uns dabei auf, trotzdem wir norddeutsch-kühl, das liebe „Du“ mit dem steifen „Sie“ umgewechselt haben. Wir fühlen uns in die fröhliche Schulzeit wieder zurückversetzt, wo wir Beide von den Kameraden so oft angeulkt wurden — er, seiner idealen Ideen halber — und ich, um meiner . . . Gedichte willen. —

Da fesselt eine Gruppe neu Hereingekommener unsere Aufmerksamkeit. Voran geht eine junge Dame am Arme eines sehr jungen Herrn; hinterdrein ein zweites Paar — augenscheinlich die Schwester der ersten Dame mit ihrem Verehrer. Den Beschluss macht die quadratisch geformte Mama. Dahinter

folgt ein Pärchen, welches sich geräuschvoll unterhält. Er — kaum in der Mitte der zwanzig, mit kurzem Jaquett, weitem Beinkleid und dickem Spazierstock — ein Konfektions-Jüngling. Sie in rauschendem Atlaskleid, Simili-Brillanten in den Ohrgehängen, klapperndem Bettel-Armband am Handgelenk, Patschouli-duftend — ganz demi-monde.

Die prustende, kurzathmige Mama hat sich mit ihrer Gesellschaft behaglich an einem grossen Tisch niedergelassen. Das Pärchen irrt noch, Platz suchend, umher. Vor dem Familientisch bleibt es stehen. Die Kriegskeule macht vor der dicken Mama eine kurze Verbeugung und nimmt mit dem „Verhältniss“ an dem Tische Platz.

„Die Tugend an dem gleichen Tisch mit dem Laster“, bemerke ich zu meinem alten Schulfreunde.

„Wer ist da Tugend? Wer ist da Laster?“ giebt er mir meine Bemerkung gleichmüthig zurück.

„Sie sind doch nach dem Verlassen der Schule hier in Berlin geblieben?“ frage ich ihn.

„Nein; aber ich lebe seit sechs Jahren wieder in Berlin“, erwiderte er.

„Na also, dann werden Sie sich doch auch diesen Grossstadtblick angelebt haben, der sofort die Dämchen mit dem moralischen Knacks herauskennt!“

„Hab' ich.“

„Sie werden also den Unterschied zu machen wissen zwischen einem anständigen Mädchen und einer Gefallenen.“

„Mach' ich nicht zwischen ihnen, weil es keinen giebt.“

Entsetzt starre ich ihn an. „Aber erlauben Sie . . .“

„Ich weiss, was Sie mir sagen wollen, unterbricht er mich. „Eine Gefallene ist sodomitisches Laster, ein junges Mädchen nazarenische Tugend, das ist so die landläufige Redensart.“

„Sie ist aber zutreffend, diese Phrase“, entgegne ich. „Ein anständiges Mädchen und eine Gefallene — das sind ja zwei Gegensätze wie Tag und Nacht. Sie haben nichts gemeinsam als die Hülle.“

„Ein anständiges Mädchen!“ höhnt er. „O, ich habe sie kennen gelernt, diese „anständigen“ Mädchen. Ich habe früher lange genug Familiensimpelei getrieben — und was habe ich da gefunden! Die meisten dieser feinen Mädchen moralisch durch und durch angefault! Nennen Sie mir eines, das noch nicht Zola, Tövöte, Strindberg gelesen! Belauschen Sie einmal das Gespräch junger Mädchen unter sich! Sie werden, wenn Sie Glück — oder vielmehr Unglück — haben, da Dinge zu hören bekommen, deren Unsittlichkeit mit derjenigen unserer Halbwelt-Damen rivalisirt. Sie haben vielleicht — wer weiss es! — die Reinheit des Körpers sich erhalten —; die Unbeflecktheit der Seele aber ist dahin. Da hilft keine elterliche Aufsicht, keine Erziehung, keine Bildung! — Die Immoralität ist eine Seuche, die sich überall festsetzt und einnistet, ohne dass es eine Abwehr dagegen giebt. Mens sana in corpore sano! Ich drehe den Satz um. „Wo kein gesunder Geist, da kein gesunder Körper.“ Wenn die Seele befleckt ist, dann ist's auch der Körper — und wenn er auch nur ideell befleckt ist.“

„Sie werfen Sie ja geradezu zum Vertheidiger der Prostitution auf“, unterbrach ich den eifrigen Redner. „Theorie, alles Theorie, graue Theorie das! Ein anständiges Mädchen — und wäre es auch noch so psychisch ver-

dorben — mit einer Grisette, einem moralisch und physisch gesunkenem Frauenzimmer, zu vergleichen! — Nein, Freundchen, was Sie da sagen, hört sich ja sehr human an, für das arme, arme, geschminkte Laster — aber die Praxis straft Sie Lügen. Sehen Sie dort das anständige Mädchen der Typus jener Mädchen, die Sie soeben heruntergemacht haben — und daneben die Gefallene. Gesetzt, Sie müssten eine von ihnen zur Frau nehmen, würden Sie auch nur einen Augenblick an die Dirne denken?“

„Mehr als das“, sagt er fest, „ich würde Beide gegen einander abwägen und mich dann erst entscheiden. Beide haben in meinen Augen dieselben Chancen.“

„Ach, Unsinn!“ werfe ich ärgerlich ein. „Verbohrte Ansicht! Das sagen Sie so hin. Aber wenn's zum Klappen käme“

„Wer sagt Ihnen, dass ich nicht die Probe auf mein Exempel machen werde!“ schiesst es ihm von den Lippen herunter. „Ich liebe eine Gefallene und werde sie heirathen.“

Entsetzt sehe ich ihn an. Er bemerkt es.

„Schau'n Sie mich nicht so starr an, wie wenn ich wahnsinnig wäre. Es ist so, ich werde eine Gefallene heirathen. Da die Möglichkeit ausgeschlossen ist, dass wir uns je wieder sehen werden — ich verlasse Berlin in kurzer Zeit — und da Sie als alter Kamerad diskret sein werden, so wird es nichts ausmachen, wenn ich Ihnen meine Geschichte erzähle. Ihr Interesse natürlich vorausgesetzt.“

Ich nicke zustimmend, und er beginnt.

„Mein Schicksal, mein Leben, dreht sich um eines derjenigen Geschöpfe, bei denen — entgegen jeder Handelspolitik — Meistbegünstigter der ist, welcher die höchsten Zölle entrichtet. — Vor einigen Monaten lernte ich sie kennen, wie man eben dergleichen Damen kennen zu lernen pflegt. Sie fiel mir durch ihre zierliche Figur und ihr feines Gesichtchen auf. Ich begleitete sie nach Hause. Als ich ihr an dem kleinen Ziertisch mit der dunkelbraunen Plüschdecke gegenüber sass und mit ihr plauderte, währte ich mich bei einer Dame der vornehmen Welt, nicht der Halbwelt. Und wie sie die Chopin'sche A-dur-Polonoise mit künstlerischer Akuratesse spielte — sie ist nicht leicht zu spielen — schwand in mir der letzte Funke von Frivolität. Ich vergass den Zweck, der uns zusammengeführt. Einer plötzlichen Eingebung folgend, fragte ich sie, welche Umstände ihren Fall herbeigeführt hätten. Sie sah mich verlegen an. Ihre Blicke irrten hilfeschend an den beiden Oeldruckbildern, welche die Wand verunzierten, vorbei und blieben an der Kabinet-Photographie eines jungen Mannes haften.

„Der da“, schluchzte sie endlich, „war mein Mann. Er war Portraitmaler, konnte es aber — leichtlebig wie er war — nie zu einem kleinen Vermögen bringen. Auch ich, eine Waise, brachte ihm nichts weiter in die Ehe mit als ein hübsches Gesicht und ein lustig Gemüth. Wir waren beide jung, lebensfroh und ach! so glücklich. Wir freuten uns unseres Daseins und sorgten nicht um den andern Tag. — — Da — wir waren vier Jahre verheirathet — brachten sie eines Tages meinen Mann, der auf ein paar Wochen zum Militär eingezogen war, aus dem Manöver schwer krank nach Hause. Er hatte sich eine Lungen-Entzündung geholt. — — Nach vierzehn Tagen starb er . . . . Oh, es war schrecklich! — — Ich verliess

die Provinzstadt und ging nach Berlin. So viele Tausende finden da ihr Brod — warum ich nicht! Ich hatte zehn Jahre hindurch Klavier-Unterricht genommen — weshalb sollte ich ihn nicht geben können! — Und ich hatte Glück. Ich fand Schülerinnen und brauchte wenigstens nicht zu darben, wenn ich auch nichts sparen konnte. Da kam mein Unglück, der Sommer, und mit ihm die langen Schulferien. Die Klavierstunden fielen aus, und bald stand der Hunger, das fürchterliche Gespenst, vor meiner Thür. — Der Hunger! — O, Sie ahnen nicht, wie entsetzlich das ist! So jung noch und verhungern! — Ich war wie gelähmt. Es schüttelte mich von Grausen. — Dann aber kam ein wilder Trotz über mich. Ich will leben; ja leben, nur leben. Nicht Hungers sterben! Nein, nicht sterben! Nein — nein — nein . . . Und da fiel ich“ . . .

Aufgeregt hielt er im Erzählen inne. Dann fuhr er langsam fort:  
„Weinend sank sie vor mir nieder. Ihr Körper zuckte und bebte. Ein Krampfanfall hatte sie gepackt. —

Von jenem Abend an bin ich täglich mit ihr zusammen gewesen — in allen Ehren. Lächeln Sie nicht. Ich bin vermögend. Ich unterstütze sie. Sie giebt ihre Klavierstunden. Und der Rest, wie gesagt, ich liebe sie und werde sie heirathen. Im nächsten Monat wandern wir nach Milwaukee aus. Dort kennt uns niemand — dort werden wir leben. Ich wag's, und hoffe glücklich zu werden. Geben Sie mir Ihre Adresse, Sie werden noch von mir hören.“

Ich erfülle seine Bitte — er drückt mir die Hand — und fort ist er.

Einige Wochen später erhielt ich eine kurze Mittheilung, durch welche er mir seine Heirath und Auswanderung anzeigte. Der Brief schloss mit den Worten: „Wenn aber die Dinge sich so gestalten, wie ich's erhoffe, wenn uns Beiden — der von Ihnen so wegwerfend beurtheilt „Gefallenen“ und mir — ein glückliches Leben beschieden sein wird, dann, lieber Freund, tragen auch Sie das Ihrige dazu bei, dass man nicht in allen Gefallenen den Abschaum der Menschheit erblickt und sie brutal dem Verbrecher gleichstellt.“ — — —

Zwei Jahre waren darüber vergangen. Im Drange des Lebens hatte ich diese kleine Episode aus dem Gedächtniss verloren. Da erhielt ich eines Tages einen Brief, Poststempel „Milwaukee“. Blitzesschnell tauchte jenes Ereigniss wieder vor mir auf. Ich las:

„Ich bin glücklich. Meine Frau ist herrlich aufgeblüht. Sie trägt mich auf Händen. Und zu alledem noch ein kleiner, zappelnder Stammhalter — ich habe den Himmel auf Erden. Die Praxis hat mir Recht gegeben. Die Metamorphose der Gefallenen in einen Engel ist eine dauernde geblieben, dieser Engel ist jetzt Ehrendame eines grossen Vereins, der sich den Schutz alleinstehender Mädchen zur Aufgabe stellt. Sagen Sie das Ihren Freunden in Deutschland . . .“

Und ich sagte es meinen Freunden in Deutschland. Sie glaubten mir — das war alles!

Noch immer zählt die „Gefallene“ zur Hefe der Nation, mag sie auch noch so unverschuldet und menschlich verzeihlich dazu gekommen sein; mag sie auch noch so leidenschaftlich die Gelegenheit herbeisehnen, sich

aufzuraffen. Wie winzig Wenigen ist's möglich! Die Polizei-Aufsicht und das Vorurtheil — zwei unüberwindliche Schranken.

Noch immer ist in der Gesellschaft jene Salondame wohl gelitten, von der man weiss, dass sie der beschönigenden, verhüllenden Schminke nicht nur für ihr Gesicht, sondern weit mehr für ihre Unsittlichkeit bedarf.

O Welt, wie bist du hässlich.

## → Rundschau. ←

### Aus der Zeit.

Der Internationale Sozialistische Arbeiter- und Gewerkschaftskongress tritt Montag, den 27. Juli, in London zusammen. Für die Erledigung der recht umfangreichen Tagesordnung sind 6 Tage in Aussicht genommen. Der Kongress wird sehr intensiv arbeiten müssen, wenn er in der festgesetzten Zeit seine Aufgabe bewältigen will. Er beginnt seine Verhandlungen auf der Grundlage einer provisorischen Geschäftsordnung; die Anträge und Resolutionen sind in acht Gruppen geordnet: I. Anträge zur Geschäftsordnung, II. Die Agrarfrage, III. Die politische Aktion, IV. Wirtschaftliche und gewerbliche Aktion, V. Krieg, VI. Erziehung und körperliche Entwicklung, VII. Organisation, VIII. Vermischtes. Von den Geschäftsordnungs-Anträgen lautet der erste von der Sektion Maidstone der Unabhängigen Arbeiterpartei gestellte: Der Kongress hält die Bedingungen der Resolution des Züricher Kongresses bezüglich der Zulassung von Delegirten aufrecht.

Die Züricher Resolution lautet: §1. Alle Gewerkschaften sollen zu dem Kongress zugelassen werden, ebenso jene sozialistischen Parteien und Organisationen, welche die Nothwendigkeit der Organisirung der Arbeiter und der politischen Aktion anerkennen. §2. Unter politischer Aktion ist zu verstehen, dass die organisirten Arbeiter nach Möglichkeit die politischen Rechte und die Gesetzgebungs-Maschine für die Interessen des Proletariats und die Eroberung der politischen Macht auszunutzen suchen.

Durch obige Resolution wurden bekanntlich die Anarchisten, welche jede parlamentarische Aktion, weil sie nicht revolutionär sei und aus ähnlichen Gründen zurückweisen, vom Kongress ausgeschlossen. Um nun diese „politische Aktion“ schärfer zu definiren, hat die Sektion Sydenham, Gasworkers Union beantragt, nach den Worten „politische Aktion“ hinzuzufügen: „deren erste und wesentlichste Form die parlamentarische Aktion ist“.

Die Annahme dieses Antrages würde unserer Ansicht nach für diesen und alle späteren Kongresse nur von Vortheil sein. Diese Herren Nicht-Parlamentarier mögen mitunter sehr schätzenswerthe Theoretiker sein; für eine produktive praktisch-politische Arbeit kommen sie aber mehr als Hemmungsmomente in Betracht. Auch würde, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Theilnahme dieser Nicht-Parlamentarier mit ihren endlosen Prinzipienreden die Zeit des Kongresses in einer Weise in Anspruch nehmen, welche für die Erledigung der Tagesordnung des Kongresses nur wenig Raum lassen würde.

Von Seiten der Anhänger von Nieuwenhuis, sowie einer unabhängigen englischen Gewerkschaft und einer Sektion der S. D. F. sind inhaltlich ziemlich übereinstimmende Anträge gegen die Züricher Resolution eingebracht worden.

Zur Agrarfrage liegt von der französischen Arbeiter-Partei der Antrag vor: Der Kongress möge die Lage der Landwirthschaft in Europa und ihren Einfluss auf den Sozialismus diskutieren.

Der Antrag konnte, weil er eben einem internationalen Kongress vorgelegt wurde, nicht gut anders gefasst

werden. Er wird in seiner allgemein gehaltenen Form wohl nur als Anregung wirken. Die europäische Agrarfrage ist eben noch lange nicht spruchreif. Wir begrüßen es aber mit Freuden, dass der Kongress an die Agrarfrage vom europäischen Standpunkt herantreten wird. Zur Zeit sind die Agrarverhältnisse der einzelnen Länder allerdings viel zu unzulänglich untersucht, um internationale agrarprogrammatische Vorschläge zu ermöglichen; die durch obigen Antrag in Fluss gebrachte Discussion wird aber die einzelstaatlichen Agrar-Untersuchungen unserer Genossen fördern und gleichzeitig verhindern, dass bei diesen einzelstaatlichen Untersuchungen der internationale Gesichtspunkt in den Hintergrund gedrängt wird.

Zum dritten Punkte „Politische Aktion“ sind 13 Anträge eingelaufen. Wir heben den Antrag vom „Verein der Fabier Englands“ hervor: „Dass dieser Kongress alle Gewerkschafter und Sozialisten auffordert, energisch danach zu streben, den Frauen in Bezug auf politische Rechte und Pflichten vollständige Gleichheit mit den Männern zu verschaffen.“

Bemerkenswerth ist auch folgende von vier Genossinnen eingebrachte Resolution:

„In Erwägung:

dass die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen wohl die Herrschaft des Mannes über die Frau zu beseitigen streben, aber die Herrschaft der Kapitalistenklasse über die Arbeiterklasse weiter bestehen lassen wollen;

in weiterer Erwägung:

dass die proletarische Frau als Angehörige der Arbeiterklasse ihre volle Befreiung einzig und allein erlangen kann mit der Aufhebung jeder Klassenherrschaft in der sozialistischen Gesellschaft; und in endlicher Erwägung:

dass die Arbeiterklasse nur ihre Befreiung erringen kann, wenn sie ohne Unterschied des Berufs, der Nationalität und des Geschlechts als das eine revolutionäre Weltproletariat den Kampf von Klasse zu Klasse führt;

erklärt der internationale Sozialisten- und Gewerkschaftskongress zu London:

1. Der Platz der proletarischen Frauen, welche ihre Befreiung erringen wollen, ist in Reih und Glied des kämpfenden Proletariats und nicht in den Reihen der bürgerlichen Frauenrechtlerinnen.

2. Zum Zweck ihrer Bethheiligung am proletarischen Klassenkampfe auf politischem

Gebiete sind die Proletarierinnen einzubeziehen in die politischen Organisationen der Arbeiterklasse, wo die Vereinsgesetze dies gestatten. Dort, wo diese Gesetze die gemeinsame politische Organisation von Männern und Frauen unmöglich machen, ist kräftig für die nöthige Reform der einschlägigen Bestimmungen einzutreten.

3. Zum Zweck der Bethheiligung am proletarischen Klassenkampfe auf wirtschaftlichem Gebiete — die durch die Rolle der Frau in der modernen Industrie täglich nöthiger wird — sind die Proletarierinnen einzubeziehen in die Gewerkschaftsorganisationen ihrer männlichen Berufsgenossen, wo Männer und Frauen in dem gleichen Gewerbe thätig sind. Wo dies nicht der Fall ist, sind die selbständigen Gewerkschaftsvereine der Arbeiterinnen den Organisationen der verwandten Berufsgenossen anzugliedern.

Der internationale Sozialisten- und Gewerkschaftskongress zu London erklärt ferner: dass es sowohl im Interesse der männlichen wie der weiblichen Proletarier liegt, mit aller Energie für die Verwirklichung der obigen Forderungen einzutreten, sowie für die volle politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts als für eine Reform, welche dem weiblichen Proletariat die unbehinderte Bethheiligung am Kampfe seiner Klasse ermöglicht.

Clara Zetkin-Stuttgart.

E. Ihrer-Pankow bei Berlin.

Eleanor Marx-Aveling-London.

Adelheid Popp-Dworschak-Wien.“

Ferner finden wir zwei Anträge, welche sich klar für die Unabhängigkeit Polens aussprechen. Der erste Antrag von der „Polnischen Sozialisten-Partei“ erklärt „die Unabhängigkeit und Selbstregierung Polens für eine ebenso notwendige Forderung für die ganze internationale Arbeiterklassen-Bewegung, wie für das polnische Proletariat selbst“; die Sektion Kental Town, sozialdemokratische Föderation, England, wünscht, „dass die Frage der Autonomie Polens in Betracht gezogen werden möge... in Hinsicht auf eine gemeinsame internationale Agitation für dessen vollständige politische Freiheit“. Schliesslich sei noch der Antrag der französischen Arbeiterpartei erwähnt: „Der Kongress möge die Stellung der Arbeiter zur Kolonialpolitik diskutieren.“

Die nächste Gruppe: Wirtschaftliche und gewerbliche Aktion, enthält von allen Gruppen weitaus die meisten

Anträge. Ein Theil derselben wiederholt einzelne oder mehrere zusammengefasste Forderungen der Arbeiterpartei, die uns längst aus den Verhandlungen früherer Kongresse bekannt sind. Zum Theil haben wir es nur mit Versuchen besserer Formulierung älterer Forderungen, zum Theil aber auch mit neuen Forderungen zu thun. Der Verein der Fabier, England, beantragt: „Der Kongress empfiehlt allen Arbeitern, zu agitiren und zu stimmen für

1. die schleunige Nationalisirung aller Bergwerke, Eisenbahnen, Kanäle, Telegraphen, Telephone und anderer nationaler Monopole,
2. die schleunige Municipalirung der Wasser-, Gas- und Elektrizitätsversorgung, der Häfen, Märkte, Eisenbahnen, Omnibusdienste, der Leihämter, der See- und Flussdampfbote und aller anderen lokalen Monopole.

Mehrere Anträge beschäftigen sich mit den Maximalarbeitsstunden und den Minimallohnen. Praktische Vorschläge werden hier zunächst für die Staatsbetriebe gemacht. So beantragt die Unabhängige Arbeiter-Partei, England,

1. dass die Arbeitsstunden für alle von der Regierung und den Stadtgemeinden beschäftigten Personen höchstens acht pro Tag oder achtundvierzig pro Woche betragen sollen,
2. dass in den Bergwerks-, Eisenbahn- und Brod-Fabrikations-Industrien und in allen gefährlichen Gewerben der Arbeitstag auf acht Stunden beschränkt werden solle,
3. dass das Achtstundengesetz in allen anderen Industrien in Anwendung kommen soll, es sei denn, dass zwei Drittel der in dem Gewerbe Arbeitenden es anders verlangen,
4. dass, abgesehen von Fällen unvorhergesehener Noth, in denen von dem verantwortlichen Arbeitsminister eine besondere Erlaubniss beigebracht werden muss, jede Ueberzeitarbeit über die in den obigen Absätzen festgesetzte Zeit verboten werden soll.

Die ersten drei Punkte sind unseres Erachtens recht gut abgefasst, der letzte aber, so richtig er auch im Prinzip, in der vorliegenden unpraktischen Form gar nicht diskutabel.

Zwei Anträge verlangen für den staatlichen Arbeiter einmal im Jahre eine kurze Ferienzeit ohne Lohnausfall.

Der Bund der vereinigten Geschäftsangestellten stellt den Antrag: „Dass die Zahl der Arbeitsstunden der Geschäftsangestellten nicht mehr als sechzig pro Woche mit Einschluss von ein und einer halben Stunde für Mahlzeiten täglich betragen soll, und dass die Regierung dringend aufgefordert werde, dies so schnell als möglich zum Wohl einer Klasse der Gesammtheit durch das Mittel der Gesetzgebung zu erzwingen.“

Zur Arbeitslosigkeitsfrage liegen zwei ziemlich gleiche Anträge des Vereins der Fabier und der Unabhängigen Arbeiterpartei Englands vor. Letztere beantragt für die gegenwärtige Gesellschaft, „um den auf dem industriellen Markt lastenden Druck zu erleichtern“, nebst Achtstundentag, Verbot der Kinderarbeit, Verstaatlichung resp. Municipalisirung noch folgende drei Punkte:

„Die Einziehung, Urbarmachung und Bewirtschaftung des wüsten und unkultivirten Bodens durch den Staat;

die Inangriffnahme nützlicher Arbeit in besonderen Fällen, namentlich, wo es sich um die Milderung des mit der Jahreszeit verbundenen Geschäftsdrucks handelt,

und für jedes Land solche Gesetze, die den Arbeitslosen die Möglichkeit bieten, nützlich und unter Bedingungen zu produziren, die sie keines ihrer Bürgerrechte berauben.

Ein Antrag des Exekutiv-Raths und der Sektion Clerkenwell der Sozialdemokratischen Föderation verlangt,

„dass in Fabriken und Werkstätten die Frauenarbeit sechs Wochen vor und einen Monat nach der Entbindung verboten sein soll“.

In einem Antrage wird verlangt, „dass die Fabrikation von Bleiweiss und von Streichhölzern aus gelbem Phosphor sofort verboten werde“, weil anerkanntermaassen Ersatzmittel bestehen.

Ein Antrag von Otilie Baader und 13 anderen Frauen aus Berlin fordert in ausführlicher Präzisirung ein gesetzliches Verbot jener Manipulationen, durch welche der Arbeitgeber den Arbeiter mittels Arbeiterwohnungen in völlige Unabhängigkeit bringt.

Hervorgehoben sei noch folgender von der Sektion Maidstone, Unabhängige Arbeiter-Partei, England, gestellter Antrag: „Dieser Kongress erklärt

sich entschieden gegen die nutzlose und gefährliche Illusion, bekannt unter dem Namen „Allgemeiner Streik“.

Schliesslich ist aus dieser Gruppe ein Antrag des Gewerkschaftsraths von Leicester zu erwähnen: „Alle auf das Verbot der Einwanderung ausländischer Armen abzielenden gesetzlichen Beschränkungen sollen in allen Ländern abgeschafft werden.“

Die Resolutionen zu V. Krieg, sind wenig zahlreich. Könnte man wenigstens sagen multum non multa! Aber sie sind alle praktisch durchaus werthlos und könnten höchstens demonstrative Bedeutung haben. Dazu sind sie aber nicht knapp und formvollendet genug; eine Resolution des überhaupt sehr antragslustigen Vereins der Fabier hat die ermüdende Länge von zwei Seiten. Ausgenommen von unserer obigen Beurtheilung möchten wir folgenden Antrag der französischen Arbeiterpartei wissen: „Der Kongress möge die allmähliche und gleichzeitige Herabsetzung des Militärdienstes in den europäischen Armeen auf Grundlage internationaler Konvention diskutieren.“

Zu Gruppe VI, Erziehung und körperliche Entwicklung, stehen eine Reihe sehr bemerkenswerther Anträge auf der Tagesordnung. In enger Beziehung zur Frage des öffentlichen Unterrichts steht selbstverständlich die Bestimmung der Altersgrenze für die Beschäftigung von Kindern als „Halbzeitler“. In der Hinaufsetzung dieser Altersgrenze gehen die einzelnen Anträge auseinander. Der wenigst weitgehende der „Vereinigten Gewerkschafts- und Aufsichtsräthe von Yorkshire“ lautet: „Durch internationale Abmachungen soll bestimmt werden, dass Kinder unter vierzehn Jahren nicht in Arbeit treten dürfen“. Am Weitesten geht die Unabhängige Arbeiter-Partei Englands; sie verlangt, „dass das früheste Alter für gewerbliche Beschäftigung das sechzehnte Jahr sein soll“.

In Uebereinstimmung hiernit verlangt das Komitee für gewerbthätige Frauen, „dass die Verpflichtung zum Schulbesuch auf das sechzehnte Jahr ausgedehnt wird“.

Von den Anträgen zum Erziehungswesen sei hier nur noch der weitgehendste der Unabhängigen Arbeiterpartei, Sektion Peckham, erwähnt: „Dieser Kongress erklärt sich zu Gunsten eines vom Kindergarten bis zur Universität unentgeltlichen technischen, religionslosen und obligatorischen Unterrichts-Systems;

die Kinder und jungen Leute sind während der Zeit ihrer Erziehung vom Staat zu erhalten“.

Zur Organisation sind Anträge eingegangen, welche eine „ständige internationale Exekutive“ und einen „internationalen sozialistischen Bund“ verlangen, zu dessen Vorbereitung ein kleines Comité eingesetzt werden soll, welches dem nächsten Kongress Bericht und Vorschläge zu unterbreiten hätte.

Ein Antrag des Internationalen Comités der Arbeiter-Partei von Spanien lautet: „Es wird die Herausgabe einer Zeitschrift, die alle drei Monate erscheinen und einen Bericht über die bedeutendsten Ereignisse in der sozialistischen Welt enthalten soll, beschlossen.“

Erwähnt sei noch ein sehr beachtenswerther, ausführlicher Antrag des „Deutschen sozialdemokratischen Lese-Klubs Paris“. Der Antrag bezweckt nichts weniger als die Gründung eines statistischen „Welt-Centralbureaus für die Ermittlung der Arbeitswerthe der Produkte“. Näher darauf einzugehen, würde zu weit führen.

Aus dem Vermischten seien nur verschiedene Vorschläge für eine Welt-sprache (welche die Angehörigen jeder Nation neben ihrer Muttersprache lernen sollen) erwähnt; dabei schlägt ein Theil der Engländer die französische vor.

Wir sind zu Ende. Obwohl wir nur die wichtigsten Anträge und Resolutionen erwähnen konnten, glauben wir doch bei den Lesern eine Vorstellung davon erweckt zu haben, welche eine grosse Arbeit unserer Genossen harrt, gross an Umfang und Inhalt.

Gewiss wird der bevorstehende Kongress durch seine Beschlüsse in mindest so bedeutendem Maasse wie seine Vorgänger zur Erreichung der Ziele der internationalen sozialistischen Arbeiterbewegung beitragen.

F. H.

Den Entwurf der neuen medizinischen Prüfungsordnung veröffentlicht die Deutsch-medizinische Wochenschrift. An Stelle des heutigen neunsemestrigen wird ein zehensemestriges Studium verlangt. Während bisher die Approbation als Arzt gleich nach bestandener Staatsprüfung erfolgte, sollen die Studierenden der neuen Prüfungsordnung zufolge, zuerst ein Jahr mit dem Titel „Praktikant“ thätig sein; erst nach erfolgreicher einjähriger Praktikantentätigkeit soll den Herren dann das Prädikat „Arzt“ und damit das Recht zum selbständigen Praktizieren verliehen werden.

### Von den Hochschulen.

**Berlin, Juli 1896.** Prof. Dr. Ernst Curtius ist hochbetagt gestorben. Er hat das grosse Verdienst, in wahrhaft begeisternder Weise für die Schönheit des Hellenenthums eingetreten zu sein und durch die Ausgrabung Olympias allen Freunden der freudvollen hellenischen Lebensauffassung eine neue Quelle des künstlerischen Genusses erschlossen zu haben.

**Berlin, Juli 1896.** Das Nachspiel zur Lesehallenwahl war noch bedeutend komischer, als wir bei Abfassung der vorigen Nummer annahmen. Die vor den Rektor zitirten Herren vom Reform-Komitee revozirten nämlich nur, dass Herr Bäcker seine Lüge als Vertreter des V. D. St. gesagt hätte. Die Thatsache an sich wurde von den Herren vollkommen aufrecht erhalten. Trotzdem erhielten diese selben Herren am Tage darauf die (übrigens zurückdatirte) Erklärung von den V. D. St.ern, dass diese ihre Forderungen zurückzögen. Ein Herr von der F. W. V. fürchtete ein Missverständniss, er versicherte daher nach Verlauf von acht Tagen Herrn Bäcker persönlich, in Gegenwart von Zeugen, dass man auf der gegen ihn erhobenen Beschuldigung in vollstem Umfange bestände. Der Vollständigkeit halber sei hinzugefügt, dass Herr Bäcker einer Korporation angehört, welche unbedingte Satisfaktion giebt, was ja auch gerade der V. D. St. sehr nöthig hat, weil er auf andere Weise nur selten gegen ihn vorgebrachte Beweise entkräftigt hat. Doch kann man dem V. D. St. ernstliche Duellfexerei kaum vorwerfen. So kam auch diesmal rechtzeitig noch als deus ex machina ein vom Rektor selbst als „anonym“ bezeichneter Brief, dessen Unterzeichner der Orthographie nach weder im Studentenverzeichnis noch im Adressbuch existirt! Das Verbandsorgan des V. D. St., die „Akademischen Blätter“, wursteln ganz im Tone seiner Flugblätter fort, so dass es eigentlich überflüssig wäre, darauf zu antworten. Da die Zeitung jedoch in vereinzelten Fällen auch schon etwas ernsthaftere Beiträge gebracht hat, so wollen wir uns die Mühe geben, ihnen wenigstens einige der thatsächlichen Irrthümer zu korrigiren: Herr Koch ist, nicht S. W. St. V. er, sondern seit 2 Semestern nicht inkorporirt; das Komitee bestand nicht aus zwei, sondern aus drei Gruppen; das Flugblatt war nicht von der F. W. V., sondern vom Komitee

verfasst. Der Rest der Notiz giebt den Flugblättern an „Wahrheitsliebe“ nichts nach. —ch.

**Breslau.** — Sozialwissenschaftliche Studenten-Vereinigung. Im Sommersemester vorigen Jahres war in Breslau eine sozialwissenschaftliche Studenten-Vereinigung nach dem Vorbilde der bereits an anderen Universitäten bestehenden in's Leben gerufen worden. Die Genehmigung der Universitätsbehörden erhielt sie jedoch erst bei Beginn des Wintersemesters. Mit den stolzesten Hoffnungen eröffnete die neue Vereinigung Ende November ihre Thätigkeit. Am ersten Vortragsabend sprach Professor Dr. Sombart über „die Anfänge des Kapitalismus“. Das überaus zahlreiche Auditorium, bestehend aus Angehörigen aller Fakultäten, folgte mit lebhaftem Interesse den geistvollen Ausführungen des Redners, der ein mit wunderbarer Klarheit gezeichnetes, allgemein verständliches Bild jener grossen Umwälzung entwarf, welche durch das Eindringen des Kapitalismus in dem gesammten Wirthschaftsleben hervorgerufen wurde. Aber schon am nächsten Abend zeigte es sich, dass es mehr blosser Neugier, als wahres Interesse für soziale Fragen gewesen war, was eine so zahlreiche Zuhörerschaft zu dem ersten Abend herbeigelockt hatte. Der Besuch des zweiten Vortrags war ein unverhältnissmässig schwächerer als der des ersten. Da aber auch der damalige Vortrag über „die Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft und der sozialen Frage in Frankreich“, von dem Schriftführer des Vereins, cand. iur. Regenbrecht, ein ganz vorzüglicher genannt werden musste, war zu erwarten, dass das Interesse an der Förderung der Zwecke des Vereins in den Kreisen der Studentenschaft wieder ein regeres werden würde. Leider hat diese Hoffnung sich nicht im Entferntesten erfüllt. Denn weder nahm die Zahl der Mitglieder bedeutend zu, noch war es möglich, genügend Vortragende zu gewinnen, um den ursprünglichen Plan, alle 14 Tage eine Sitzung zu veranstalten, verwirklichen zu können. Während des ganzen Wintersemesters fand nur noch ein einziger Vortragsabend statt. An diesem sprach cand. iur. Liesske über „Wahrheit und Dichtung in der Sozialdemokratie“. Dieser Vortrag bedeutete die erste schwere und entscheidende Niederlage, welche der Verein in der kurzen Zeit seines Bestehens erlitt. Während die früheren Redner in ihren Vorträgen nur die Resultate ihrer wissenschaftlichen

Forschung mit möglichster Objektivität verwerthet hatten, verliess dieser Vortrag zuweilen ganz den Boden der Wissenschaftlichkeit und verlor sich in dem Wirrnis parteipolitischer, subjektiver Ansichten und Meinungen. Mit völligster Verkenning seiner Aufgabe schien es der Redner als seine heilige Mission zu betrachten, seine Zuhörerschaft vor dem Schreckgespenst der Sozialdemokratie zu warnen und die derselben bereits Verfallenen wieder zu bekehren; in seiner stolzen Haltung und der tönenden Gewalt der Sprache glich er einem Propheten; aber die Worte, die wie Blitze auf seine Hörer herniederzuckten, zündeten nicht in dem Herzen derselben; denn es war nur leeres Wortgepränge, es waren Phrasen. Die dem Vortrage folgende Diskussion verlief naturgemäss ohne jedes Resultat. — Für das Sommersemester schienen die Aussichten günstiger zu sein, da es dem Vorstande gelungen war, 6 Vortragende zu gewinnen und man hoffen durfte, bei Beginn des Semesters neue Mitglieder zu erhalten. Aber die vollständige Interesselosigkeit, welche die Breslauer Studentenschaft für die grossen sozialen Fragen der Gegenwart bewies, lähmten endlich den Eifer der Leiter der Vereinigung, deren Zeit überdies durch Examina und sonstige Arbeiten stark in Anspruch genommen war, und da sich auch der übrigen Mitglieder eine immer grössere Gleichgiltigkeit bemächtigt hatte, stellte der Verein, ohne sich erst die Mühe zu nehmen, eine Versammlung einzuberufen und seine Auflösung auszusprechen, seine Thätigkeit vollkommen ein. Während des ganzen Sommersemesters hat keine Sitzung stattgefunden. Man darf sagen, die Sozialwissenschaftliche Vereinigung ist nicht mehr. Sie ruhe in Frieden!

Breslau ist kein Boden für derartige Vereinigungen; die Breslauer Studentenschaft hat für alles andere Interesse und Verständniss, nur nicht für die wissenschaftliche Behandlung sozialer Fragen.

O. M.

Kiel, Juli 1896. Der erste Vortrags-Abend des Sozialwissenschaftlichen Studentenvereins, an welchem Prof. Hasbach über das Thema: „Was heisst sozial?“ sprach, war gut besucht. In der Diskussion betonte Prof. Titius, dass die praktische Thätigkeit nicht durch die Vortragsabende und Diskussionen zu ersetzen sei. Die Mitglieder des Sozialwissenschaftlichen Vereins sollten sich vor

Allem selbstthätig mit sozialwissenschaftlichen Fragen beschäftigen. L. P.

**Leipzig.** In der Sozialwissenschaftlichen Vereinigung hielt Prof. Dr. von Soden einen Vortrag über das Thema: „Die Bewegung in der Berliner Konfektion“. Aus den Ausführungen des Redners seien hier nur folgende interessante Zahlen hervorgehoben: In Berlin sind im Ganzen in der Konfektion 100 000 Menschen thätig; von diesen sind wieder circa 100 000 andere Menschen abhängig, so dass man die Gesamtzahl Derjenigen, welche unter den elenden Arbeitsbedingungen in der Konfektion zu leiden haben, auf circa 200 000, also auf  $\frac{1}{10}$  der ganzen Berliner Bevölkerung angeben muss. Des Ferneren hob der Vortragende hervor, dass für die Arbeiter der Konfektionsbranche der Streik eine Nothwendigkeit sei. Es ist erfreulich, dass auch innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft sich die Stimmen immer mehren, welche die Berechtigung des Streiks als eines durchaus legalen Kampfmittels anerkennen.

### Frauenstudium.

In Bremen wird in Kürze ein Mädchen-Gymnasium eröffnet, dessen Absolvierung mit dem Maturitäts-Zeugniss eines Knabengymnasiums als gleichwerthig gilt und demnach zur Immatrikulation als Student auf jeder deutschen Universität berechtigt.

**Brüssel.** Sechs Damen bestanden hier an der Université libre mit Auszeichnung die Aertzepfprüfung; fünf der Damen waren Engländerinnen, eine Berlinerin.

**Krakau.** Am 1. September wird hier ein Mädchengymnasium mit vierjährigem Kursus eröffnet.

**Zürich.** In diesem Sommer-Semester war die Zahl der an hiesiger Universität studirenden Frauen eine recht beträchtliche. Bei den einzelnen Fakultäten waren eingeschrieben: Theol. m. 26, w. 0; Jur. m. 76, w. 3; Med. m. 208, w. 95; Phil. m. 221, w. 43. Die Zahl der Hospitanten beträgt bei der juristischen Fakultät m. 15, w. 1; bei der philosophischen m. 25, w. 29.

F. H.

### Von unseren Professoren.

Der ausserordentliche Professor Dr. Eugen Wolff als Reformator des Literaturgeschichts-Unterrichts. Bekanntlich hatte seinerzeit Wilhelm II. zur Reform des Geschichtsunterrichts den Vorschlag gemacht, die Schuljugend künftig in der Weise in die Geschichte einzuführen, dass man, umgekehrt wie bisher, fernerhin

damit beginne, zunächst die Geschichte der Gegenwart zu dociren, um dann allmählich auf die Geschichte der Vergangenheit zurückzukommen. So viel sich auch gegen eine derartige Methode des Geschichtsunterrichts einwenden lässt, so muss man doch zugestehen, dass der Kaiser von dem richtigen Gesichtspunkt ausging, dass der Jugend das Nächstliegende am verständlichsten sei und dass im Uebrigen auch eine Kenntniss der zeitgeschichtlichen Verhältnisse bedeutend wichtiger ist, als die Kenntnisse der altägyptischen, altgriechischen und altrömischen Geschichte. Freilich kommt es hier ganz darauf an, in welchem Lichte die Zeitgeschichte dargestellt wird und ob das Hauptgewicht auf die kulturelle und ökonomisch-soziale oder aber auf die dynastisch-militaristische Seite der Zeitgeschichte gelegt wird. Da aber in unseren Schulen, in den höheren sowohl wie in den niederen, der Geschichtsunterricht nur in der oberflächlichen letzteren Gestalt ertheilt wird, kommt es im Grunde genommen garnicht einmal so sehr darauf an, ob man mit dem Geschichtsunterricht von vorn oder von hinten beginnt; ein wirkliches historisches Verständniss bekommt unsere Schuljugend weder in dem einen noch in dem anderem Falle. Nun ist aber der unlängst zum ausserordentlichen Professor in Kiel ernannte Dr. Eugen Wolff, auf die ausserordentlich geniale Idee gekommen, den Litteraturgeschichts-Unterricht nach rückläufiger Methode für die Schulen zu empfehlen. Bis zu einem gewissem Grade ist das ja schon immerso gehalten worden, indem man, abgesehen vom altsprachlichen Unterricht, der naturgemäss mit der Lektüre griechischer und lateinischer Klassiker verbunden werden musste, die Jugend zunächst mit den Dichtungen der neuen Zeit bekannt machte. Aber Herr Eugen Wolf befürwortet eine ganz neue Methode des Litteraturunterrichts. In einer pädagogischen Zuschrift lässt er sich nämlich also vernehmen:

„In diesen Tagen lebendiger Erinnerung an die um ein Vierteljahrhundert zurückliegenden nationalen Grossthaten hat jeder Lehrer der Geschichte und Litteraturgeschichte, wo (?) er nicht mit Blindheit geschlagen [ist], reiche Gelegenheit, den Werth lebendiger Geschichts- und Litteraturelemente (?) für das kindliche Gemüth kennen zu lernen. Hier gilt es anzuknüpfen, um geschichtliche Vor-

stellungen, eine geschichtliche Auffassung der Geschichte auszubilden. Für die deutsche Litteraturgeschichte ist damit nicht nur die Anknüpfung an die unmittelbare (!) Kriegerpoesie von 1870/71 gegeben, sondern es ist der methodische Ausgangspunkt für Verfolg (!) der gesamten nationalen Strömung in der Dichtung unseres Jahrhunderts gewonnen: von Wildenbruch über Richard Wagner und Gustav Freytag bis zu Körner und schliesslich bis zu Schiller lässt sich nun auf natürliche Weise eine feste Kette schlingen (!), deren einzelne Glieder die Wandlungen und Entwicklungsstufen des nationalen Gedankens repräsentiren.“

Abgesehen von dem sonderbaren Deutsch, das die „Grenzboten“ durch die obige in Klammern gesetzte Interpunktion hervorheben, fällt in diesen Sätzen zunächst die hyperpatriotische Gesinnung auf, die bei einem ehemaligen journalistischen Vorkämpfer des damals ziemlich international angehauchten und durch und durch revolutionären „Jüngsten Deutschlands“ doppelt Wunder nehmen muss. Höchst originell ist sodann der Vorschlag, von Wildenbruch, dem lauten National-Barden über Richard Wagner und Freytag — welche eine Zusammenstellung — ferner über Körner schliesslich zu Schiller zu gelangen, um solcher-gestalt den Wandlungen und Entwicklungsstufen des nationalen Gedankens zu folgen. Herr Professor Wolf spricht also von einer Entwicklung. Wo, erlauben wir uns zu fragen, liegt nun der Kulminationspunkt dieser Entwicklung, bei Wildenbruch, oder bei Schiller. Liegt er bei dem Ersteren, so ist es doch eine eigenthümliche Idee, bei einem Kinde, das doch erst in eine tiefere Ideenwelt eingeweiht werden soll, das Verständniss für eine Weltanschauung vorauszusetzen, zu der sich selbst Genies wie Schiller und Wagner nicht aufzuschwingen vermochten, und deren Erfassen und Offenbarung erst dem Hohenzollernbarden Wildenbruch vorbehalten geblieben ist! Stellt aber Schillers Dichtung den Höhepunkt echt nationalen Empfindens dar, was man logischerweise eigentlich als die Auffassung Eugen Wolff's annehmen sollte, was dessen Anschauung aber jedenfalls nicht gewesen ist, so werden sich jene „patriotischen“ Kreise, deren Aufmerksamkeit Herr Professor Wolff vermuthlich auf sich zu lenken beabsichtigte, schönstens dafür bedanken, dass man ihre Wildenbruch, Freytag und

Körner durch die Gegenüberstellung von Leuten wie Rich. Wagner und Schiller der geistig heranreifenden Jugend in ihrer ganzen phrasenjämmerlichen ideenarmen Dürftigkeit darstellt. Je näher man aber den Vorschlag des Herrn Eugen Wolff betrachtet, desto absurder nimmt er sich aus. Die „Grenzboten“ kommen übrigens, obgleich von wesentlich anderen Gesichtspunkten ausgehend, in ihrem Urtheil so ziemlich auf dasselbe hinaus wie wir, und wünschen Herrn Eugen Wolff schliesslich in seinem eigenen Interesse, „dass er zur Aufnahme seiner Gedanken, und wären sie von einer noch so blendenden Hülle umgeben künftig pädagogische Blätter weniger willfährig finden möchte.“

Str.

### Streifzüge.

Die Fälle Muther und Koppel. Wenn man all die Blätter, die sich irgendwie mit Kunst oder Litteratur beschäftigen, in diesen Wochen durchsieht, so findet man mit Vorliebe überall ein Thema behandelt, der Fall Muther. Dieser Breslauer Professor und Kunsthistoriker hatte in der „Täglichen Rundschau“ die Broschüre eines gewissen Vollbehr, welche, um einem dringenden Bedürfniss abzuhelpen, sich mit dem vielgequälten Goethe beschäftigt, in Form eines Essays wiedergegeben, angeblich nur, um Herrn Vollbehr einen Gefallen zu erweisen. Dieser aber sah sich in seinem Autorrechte beleidigt und beschuldigte ihn des Plagiats. Wie ein Rudel Wölfe, wenn der Gegner einmal zu Boden gestürzt ist, fuhr nun eine ganze Horde kritischen Federviehs über Muther her und bewies haarklein, dass auch an den früheren Arbeiten Muther's kaum ein selbstständiger Gedanke wäre. Von der andern Seite wurde dies nun wieder als purer Neid aufgefasst, und so tobt der Kampf hin und her. Wir wollen uns für keine Partei erwärmen, sondern erwähnen die ganze Sache nur, weil sie so typisch ist für die ganze bürgerliche Presse, die sich von Klatsch nährt und also auch Klatsch wieder von sich giebt. Leute, die sich nie für die sachlichen Fragen der Kunstlitteratur interessirt haben, gebärden sich jetzt plötzlich als eifrige Kämpfer für oder wider Muther. Und dabei wird doch an dem Werthe von Muther's: Geschichte der modernen Malerei (III Bände, München, Hirth) für Jeden, der nicht selbst Kunstkritiker von Beruf ist, ganz und nichts geändert, wenn es sich auch wirk-

lich herausstellen sollte, dass dieser oder jener Gedanke von Muther nicht selbst als Rohmetall gefunden, sondern nur in die Münze des litterarischen Verkehrs umgeprägt ist. Wenn nur alle, die jetzt sich so eifrig für den Federkrieg interessiren, jenes prächtige Werk ordentlich gelesen hätten, so wären wir ein gut Stück weiter im ästhetischen Verständniss des deutschen Publikums.

Etwa gleichzeitig mit dem Falle Muther ereignete sich eine ganz ähnliche Geschichte in Dresden. Herr Koppel-Elsfeld, Dramaturg und Intendant, hatte sich nicht gescheut, ein nachgelassenes Manuscript von dem verstorbenen Ingenieur M. v. Weber, der von seinem Vater eine künstlerische Phantasie geerbt hatte, einfach in sein eigenes Buch mit einigen Verbesserungen zu übernehmen. Spassig aber ist es, dass dieser scrupellose Plagiator, Mitglied des XII. Internationalen Kongresses „zum Schutze des geistigen Eigenthums“ war.

Die „Zeitschrift für bildende Kunst“ (München, Seemann) veröffentlicht in ihrem Juli-Heft (worin sich übrigens eine famose Photo-Heliogravüre nach einem Bilde von Friedrich findet), die höchst interessante Tischkarte zu diesem Kongress von Max Klinger, auf der man sieht, wie hinter dem Rücken der blinden Themis ungestört geistiger Diebstahl getrieben wird. Hätte Klinger bei Zeiten Herrn Koppel gekannt, er hätte sicher dem frechen Taschendiebe die Züge des Dresdener Dramaturgen gegeben.

Auffallend ist es, wie wenig sich die Presse im Gegensatze zum Falle Muther, mit dieser Sache beschäftigt. Man hätte in weiteren Kreisen vielleicht überhaupt nichts davon erfahren, wenn Herr Koppel nicht Jude wäre. So aber nutzte die „Deutsche Wacht“ das natürlich aus. Dadurch wurde denn auch der „Kunstwart“ darauf aufmerksam und gab dem Herrn die ihm gebührende Lektion. —ch—

### Litteratur.

Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Unter diesem Titel beabsichtigt die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, die in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz zahlreiche Mitglieder und angesehene Verbände hat, der Ausgabe der „Monumenta Germaniae Paedagogica“, den „Texten und Forschungen“, den „Mittheilungen der Gesellschaft“ ein neues Unternehmen

hinzuzufügen. Es handelt sich dabei um ein in Monatsheften erscheinendes bibliographisches Verzeichniss nebst Inhaltsangabe der Werke, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur Deutschen Erziehungs- und Unterrichts-Wissenschaft und um Mittheilungen über Lehrmittel.

Es wird dadurch ein bisher noch nicht existirendes Nachschlagewerk geschaffen, das beim Schlusse des Jahrganges durch ein eigenartig eingerichtetes Namen- und Sach-Register über alle Fragen des weiten Gebietes von Erziehung und Unterricht, die innerhalb des Jahres erörtert worden sind, Auskunft geben wird.

Für wie weite Kreise das Unternehmen eine wesentliche Arbeits-Erleichterung und ein unentbehrliches Hilfsmittel darbieten wird, leuchtet ohne Weiteres ein. Es ist daher erklärlich, dass noch vor Erscheinen des ersten Heftes aus vielen Kreisen dem Unternehmen fördernde Theilnahme bewiesen worden ist. Je allgemeiner diese Theilnahme ist, um so eher werden die Absichten der Gesellschaft verwirklicht werden können.

Wünschenswerth ist, dass die Herren Verfasser von Aufsätzen Sonderabdrücke, womöglich mit Auszügen, an die Geschäftsstelle der Bibliographie (Berlin SW., Lindenstrasse 43) zu Händen des Herrn Professor Dr. Karl Kehrbach, der auch bei dieser Publikation der Gesellschaft die Oberleitung übernommen hat, gelangen lassen.

**Kritische und genetische Begründung der Ethik.** Von Dr. med. et phil. L. Woltmann (Freiburg, Epstein 1896). Die Arbeit versucht zu beweisen, dass die formale Ethik Kant's zur genetischen Auffassung, die wir in Folge der Descendenztheorie haben, nicht nur keinen Gegensatz, sondern eine nothwendige Ergänzung bilde, gleich wie auf allen anderen Gebieten der Frieden zwischen Philosophie und Naturwissenschaft mit einer Verschmelzung des Criticismus und des Darwinismus zu schliessen sei. Die Methode der naturwissenschaftlichen Genetik sei blind, d. h. ohne Sinn und Ziel, bringe nur den Stoff; die des philosophischen Criticismus sei leer, und gebe nur die Form; erst beide zusammen schafften eine vollgültige wissenschaftliche Wahrheit. Auf Seite 51 wird behauptet: „Was ist denn Kant's Philosophie anders als eine ideelle Rekapitulation der phylogenetischen Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins in Form einer

analytisch-synthetischen Rekonstruktion am Leitfaden der logischen Prinzipien der Einheit und des Grundes“. — Da die Phylogenie jedoch zeitlich bedingt ist, so muss diese Rekonstruktion ganz verschieden ausfallen je nach dem Standpunkt, von dem aus die Entwicklung bis zu ihm überschaut wird. Kant's Standpunkt konnte nur der der Aufklärungsperiode des vorigen Jahre hunderts sein. Statt nun das Resultat der bis dahin eingetretenen Phylogenie des moralischen Bewusstseins synthetisch zu rekonstruiren, machte er den kecke Versuch, sich die Entwicklung in Gedanken bis zu einem angenommenen Ideal hin fortzuführen (das giebt Woltmann auf S. 38 zu). Dies ist die unüberbrückbare Kluft zwischen seiner Metaphysik und unserer Wissenschaft. Dass Kant nebenher Vorahnungen der heutigen Erkenntniss gehabt hat, was W. ausführlich nachweist, ändert nichts daran. Denn wie W. richtig betont (S. 39), hat Kant das „Dogma von der Artkonstanz“ nie überwunden; noch viel weniger kann er also das Dogma von der Einheit und Unabänderlichkeit der „Vernunft“ überwunden haben; und dies erkennt Woltmann nicht, weil er selbst darin befangen ist. Leugne ich aber dieses Dogma, so bleibt mir von dem ganzen Criticismus nur eine Art Gymnastik des Geistes über. Was kann aber der beste Turnkünstler leisten, wenn sich herausstellt, dass die vermeintliche Reckstange, an der er sich produziren wollte, nur ein Strahlenbündel war, das durch den Spalt einer Jalousie in das halbdunkle Zimmer fiel? Eine solche Täuschung war es, wenn in dem absolutistischen Zeitalter die grössten Denker jeden Strahl von „Aufklärung“, der beim Bersten der feudalen Gesellschaft zu ihnen drang, für eine absolute Wahrheit hielten, an die sie ganze Systeme anklammern dürften. Nunmehr aber sind jene Schranken niedergefallen und in der dadurch entstandenen Helle lehren uns Darwin, Marx und Nietzsche die Abhängigkeit aller Bewusstseinsäusserungen von der somatischen, sozialen und psychischen Struktur. Später vielleicht werden wir erkennen, dass jene Helle, die uns jetzt noch so beglückt, nur von einer elektrischen Bogenlampe herrührte, und dass wir von der eigentlichen Sonne durch neue Schranken getrennt sind, die erst durch ein neues Weltereigniss niedergefallen werden können, vielleicht aber auch ewig bestehen bleiben werden, falls es eine Ewigkeit geben sollte. Ch. K.

„Zur Naturgeschichte der Frankfurter Zeitung und der bürgerlichen Demokratie“, von Max Quarck. Frankfurt a. M. Verlag der „Volkstimme“, Meier & Co. 1896. Unter den bürgerlichen Blättern Deutschlands nimmt die „Frankfurter Zeitung“, was technische Einrichtungen, Depeschendienst, Korrespondenzen aus dem Auslande anbetrifft, unstreitig einen der ersten Plätze ein. Ebenso unstreitig steht sie obenan hinsichtlich der kapitalistischen Einflüsse die nun einmal zum Wesen der bürgerlichen Presse gehören. Diese datiren bei der „demokratischen“ „Frkf. Ztg.“ auch nicht erst von heute und gestern. Schon ihr Jahrgang 1863 lässt ihre rein kapitalistischen Tendenzen in ihrer Stellung zum Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein und im Besonderen zu Lassalle und Herwegh erkennen. Besonders die Juli-Nummern dieses Jahres haben auch heute noch recht aktuellen Werth. So interessant und werthvoll indess diese historischen Reminiscenzen auch sind, für heute deuten wir sie nur an. Es handelt sich hier um die Gegenwart.

Zunächst ist hier wichtig die bekannte Mehring'sche Broschüre „Kapital und Presse“ (Berlin 1891, K. Brachvogel), wo man in den Kapiteln 6 und 7 erbauliche Börsengeschäfte des Herrn L. Sonnemann und ihre Einflüsse auf seine „Frkf. Ztg.“ studiren kann, dann aber ganz besonders die vorliegende Broschüre.

Denn gerade den akademischen Genossen, die doch vorwiegend aus bürgerlichen Kreisen sich zu uns durcharbeiten, kann man nicht oft genug Beweise dafür geben, dass, wie Quarck im Vorwort treffend bemerkt, „jeder ehrliche Sozialpolitiker auch Sozialdemokrat werden muss, er mag wollen oder nicht“. Aber auch Keiner, der sich nur irgendwie für die Entwicklung des kapitalistischen Zeitungswesens interessirt, wird die Quarck'sche Schrift ungelesen lassen dürfen, und alle ehrlichen Freunde der wirklichen Demokratie sollten für ihre Verbreitung (der Preis von 25 Pf. erleichtert das) sorgen: in ihrem eigenen Interesse.

Gegen Quarck hatte am 7. April d. J. die „Frkf. Ztg.“ in einer redaktionellen Notiz den Verdacht zu erwecken versucht, als ob er aus anderen Gründen als politischer Meinungsverschiedenheit mit dem Besitzer der „Frkf. Ztg.“, Herrn Sonnemann, aus der Redaktion ausgetreten sei. Es hätte für Quarck eigentlich vollkommen genügt, wenn er nur das gegentheilige Eingeständnis der „Frkf. Ztg.“ selbst

vom 16. Juni 1891, „dass Herr Dr. Quarck in Folge zu Tage getretener redaktioneller Meinungsverschiedenheiten am 1. Juli aus dem Verband der Redaktion der „Frankfurter Zeitung“ scheiden wird“, abgedruckt hätte. Allein, wenn Quarck in vier sehr aktenmässig belegten Kapiteln die Gründe seines Ausscheidens aus der „Frkf. Ztg.“ klarlegt, so hat ihn dabei unstreitig weniger sein persönliches Interesse, das zu vertreten er erst durch die jüngste Verleumdung der „Frkf. Ztg.“ nach fünf Jahren geradezu gezwungen wurde, geleitet als die Absicht, einen klassischen Beleg für die „sozialreformatorsche Arbeiterfreundlichkeit“ der „Frkf. Ztg.“ und ihrer Anhänger zu erbringen. Der Blick, den er uns hinter die Coulissen der freisinnigen Parteien des Jahres 1890/91 thun lässt, ist höchst belehrend, zumal das grundverschiedene sozial-politische Spiel auf und hinter der Bühne bei diesen Parteien sich bis heute in keiner Weise geändert hat. In dieser Beziehung hat Franz Mehring, wohl für „Kapital und Presse“ der urtheilsfähigste Kritiker, in No. 36 der „Neuen Zeit“ die Quarck'sche Schrift eingehend und erschöpfend behandelt. Wir können dies deshalb hier unterlassen, da dieser Punkt ohne Zweifel nicht besser erörtert werden kann, als Mehring es in dem erwähnten Artikel thut; wir bitten sehr, No. 36 der „Neuen Zeit“ diesbezüglich nachzulesen.

Zum Schluss wollen wir noch bemerken, was für einen Kenner des „historischen“ Herrn Sonnemann überflüssig ist, dass die „Frkf. Ztg.“ wohl am 7. April a. c. Quarck dreist verleumdet hat, dass sie aber bis heute alle Entgegnungen Quarck's einfach todt schweigt: auch echt „demokratisch“. Und das nennt sich weiter — mit gewohnter bürgerlicher Dreistigkeit — „Hauptorgan der bürgerlichen sozialen Demokratie“!

Eozoon.

### Revenen.

Die „Neue Zeit“ bringt in No. 32 einen Artikel von Ed. Bernstein „Die Sozialdemokratie und das neue Landtags-Wahlssystem in Sachsen“, der zu polemischen Erwidern der sächsischen Parteigenossen Veranlassung geboten hat. Ohne auf diese Polemik einzugehen, greifen wir im Folgenden einige besonders interessante Stellen aus Bernstein's Aufsatz heraus. Nachdem der Verfasser ausgeführt hat, „dass man die Diskussion viel zu einseitig oder eng um die Fragen des

Austritts aus der Kammer und der Enthaltung von künftigen Wahlen hat pendeln lassen“, sagt er: „Ich halte die Art der Einführung dieses Wahlgesetzes für die ärgste Reaktionsmassregel, die je einem Volke geboten worden ist. Sie hat in der Geschichte nicht ihresgleichen. Wohl ist es vorgekommen, dass einem Volke Rechte genommen oder verkümmert wurden, aber dann war es nach einem Aufstand, in einer Zeit heftigster Erschütterung, dann waren es Rechte, die noch kaum in der Nation eingelebt, kurz vorher erst unter dem Drange der Umstände bewilligt worden waren, wie etwa nach 1848 das allgemeine Wahlrecht. Aber dass einem Volke ein Recht, das es nahezu dreissig Jahre ausgeübt, in einer Zeit gesetzmässiger Agitation von einer, jedes Mandats dazu baren Kammer verstümmelt und verhunzt worden wäre, dafür weiss ich in der ganzen modernen Geschichte kein Beispiel. Der Sozialdemokratie, der für ihre Emanzipation kämpfenden Arbeiterschaft Sachsens gegenüber war es eine Herausforderung, die an insultirendem Charakter nichts zu wünschen übrig liess.“

Nachdem er die Maassnahmen der sächsischen Sozialdemokratie gegen das Zustandekommen des neuen Wahlgesetzes und die hastige Durchbringung dieses Gesetzes in der Kammer kurz gestreift, führt Bernstein weiter aus: „Wie der ganze Parlamentarismus in Deutschland nur eine Parodie dessen ist, was in wirklich parlamentarisch regierten Ländern darunter verstanden wird, so auch die parlamentarischen Geschäfts-Ordnungen, und die sächsische wird unter den Händen des Herrn Ackermann sicherlich nicht die beste sein. Eine Taktik, wie sie die Irländer einst im englischen Parlament unter Biggar und Parnell so erfolgreich durchführten, wäre also voraussichtlich in vielen Punkten hier undurchführbar gewesen. Aber nicht in allen. Um nur eins zu erwähnen, sei an jene denkwürdigen Sitzungen des englischen Parlaments erinnert, wo die irischen Vertreter statt ein- und zweistündige, sechs-, acht-, zeh- und zwölfstündige Reden hielten, wo es vorkam, dass eine Parlamentssitzung auf diese Weise sich über mehr als 41 Stunden hinzog, an jene Sitzungen, wo eines Tages (3. Februar 1881) 36 irische Abgeordneten, einer nach dem anderen, parlamentarisch suspendirt und mit Gewalt aus dem Haus entfernt werden mussten, bevor dieses zur Erledigung seiner Geschäfte schreiten konnte. Die rüttelten das Land auf, die

stärkten den Widerstandsgeist und die Widerstandskraft im Lande, die sprachen eindringlich zu dem Verstande und dem Gewissen der Nation und halfen so jene Situation schaffen, wo eine Konzession nach der anderen an Irland gegeben wurde. . . .“

In demselben Hefte und in No. 34 bieten besonderes Interesse zwei weitere Arbeiten von Franz Korn über Gottfried Keller. Die erstere ist betitelt: „Gottfried Keller's Weltanschauung in Versen“. Der Dichter lässt die Frage offen, ob es einen Gott giebt oder nicht, und ebenso geht's ihm mit der Unsterblichkeit. Der Streit der Frommen erscheint ihm kleinlich. Möglichst viel Gutes thun und ruhig abwarten, ist Keller's Anschauung; Jeder, dem er Gutes thun kann, wess Glaubens er auch sei, ist dem Dichter willkommen. Er singt:

„Bei allen Göttern dieser Welt  
Leg' ich ein kleines Sümmchen an,  
Sagt, wenn dermeist der Würfel fällt,  
Ob mir es wohl noch fehlen kann?“

Von Offenbarungen will Keller nichts wissen; ihm, dem Künstler, ist die Natur eine grosse, immerwährende Offenbarung; vor der Natur beichtet er oder auch nur vor sich selbst. „Die starken, rein strebenden Seelen bestrafen sich selbst und absolviren sich selbst. Ihre Reue ist eine bessere That.“ Die That, das Mitwirken inmitten der rastlos thätigen Natur lassen für den Dichter den individuellen Tod seinen Schrecken verlieren. „Das traute Wissen hat er gefunden, dass der Tod nichts Fremdes und Feindliches ist im Weltall, sondern zur Welt gehört, dass er unser Hausgenosse ist in diesem grossen Heim, dass erst der Wechsel von Leben und Tod das Leben ausmacht, und das Leben süss ist um unserer Freuden willen, der Tod aber nicht minder süss um unserer Leiden willen.“

Ich würde, wenn es der Raum nur gestattete, gern noch Vieles aus dem in manchen Stellen geradezu prächtigen Artikel anführen, so muss ich mich auf folgenden Passus beschränken. „Bei einer so tiefen Natur wie Keller kommt die Melancholie oft zum Durchbruch, „um in schweigenden, wachenden Nächten, wie Keller sagt: „treu an unserer Seite zu liegen“. Sie hält uns „der Wahrheit Spiegelschild“ vor Augen und zeigt uns, was in uns selbst eitel war, was wir selbst an der Vergänglichkeit unseres Werkes verschuldet, und mengt so auch in den Schmerz des Edelsten eine heil-

same Bitterkeit. Aber während sie neben uns liegt oder neben uns wandelt, sinnt sie mit uns, denkt sie mit uns! Denn während sie uns das Schwanken der Erscheinung zeigt, erweckt sie in uns zu höherer Inbrunst den Glauben an die Dauer des Gedankens. Sie biegt, wie Keller mit einem unübertrefflich schönen Bilde sagt, „unseren Muth wie eine junge Weide bis an den Rand des Lebens“, aber sie zerbricht ihn nicht. Wir zagen und bängen wohl, dass die Trauer uns zerbrechen könnte; aber bald schnellen wir mit gesammelter Kraft empor. Und Keller nennt die Melancholie „des Fleisses schönste Braut“. In der That, unter dem Schleier, mit dem sie uns ganz umhüllt und für Tage, Wochen, Monde vom Lärm des Lebens trennt, reifen wohl die tiefsten Pläne und die feurigsten Entschlüsse, und es sind wohl gerade die schwungkräftigsten und heitersten Gedanken und Werke unserer grossen Geister aus den Stunden der Trauer erblüht. Die Melancholie ist schöpferisch, nicht nur, weil sie die zerstreuten Kräfte sammelt, sondern weil sie in jenes Glück hinüberführt, das den stärksten Antrieb verleiht, in das höchste, seligste Glück, das eine Menschenseele zu fassen mag: in die schmerzgeborene Freude.“

In dem späteren Artikel: „Gottfried Keller und die Gedankendichtung“ giebt Korn einige sehr schöne Proben Keller'scher Lyrik, die uns „auf das Klarste und Unwiderleglichste“ beweisen, dass das Gebiet der echten Lyrik unbeschränkt ist, „dass man einen reichen, mannigfachen Seeleninhalt, ein ganzes bedeutendes Leben mit all seinem Denken, Fühlen und Wollen in die Form einer herrlichen Lyrik giessen kann, wenn man ein ganzer Lyriker ist.“

In No. 35 beginnt Parvus eine Artikelserie „Staatsstreich und politischer Massenstrikte“, die sich bis No. 39 hinzieht; Parvus theils sehr interessante Ausführungen, die nur nach unserer Ansicht etwas breit ausgefallen sind, näher zu behandeln verbietet der Raum, welcher bei einer Revue zur Verfügung gestellt werden darf. In demselben Hefte finden wir aus Bebel's Feder einen Artikel, über die Schrift des Reichs-Freiherrn von Fechenbach-Laudenbach: Soll man die Sozialdemokratie zur akuten Revolution, zu Strassenkämpfen zwingen? Die Schrift wendet sich einerseits gegen die Bismarck-v. Stumm'sche Gewaltpolitik, überhaupt gegen die Emporkömmlinge des dritten Standes, die grosse Fi-

nanz, die „geheimen Oberlandesherrn“, andererseits steht der Verfasser der Sozialdemokratie, dem für ihn widersinnigen Kommunismus, durchaus feindlich gegenüber; als Ideologe hofft er alles von einer starken Regierung, vom Kaiser. Bebel sagt von Fechenbach-Laudenbach: „In diesem reichsfreiherrlichen Verfasser verkörpert sich ein seltsames Gemisch von Einsicht und Kurzsichtigkeit, von fortschrittlichem und reaktionärem Geiste. Er ist eine Persönlichkeit, wie sie nur eine in der Auflösung und im Untergang begriffene Gesellschaftsepoche erzeugt, eine Persönlichkeit, die erkannt hat, dass die Zustände in der Gegenwart unhaltbar und unmöglich geworden sind, die aber aus ihrem gesellschaftlichen Milieu und Interessenkreis heraus für die neuen Formen der Zukunft sich nicht zu entscheiden vermag, sondern Vergangenes mit Zukünftigen zu amalgamiren trachtet, um daraus eine neue, allerdings unmögliche gesellschaftliche Ordnung zu bilden.“

Vom dem Buch selbst aber meint Bebel: „Schriften wie die vorliegende Fechenbachsche sind Wetterzeichen, die, indem sie ein Bild der politischen Luftströmungen geben, errathen lassen, woher der Sturm kommt.“

In No. 22 der „Hilfe“ finden wir einen bemerkenswerthen Aufsatz von Dr. Nordbeck: „Der Kampf um's Recht“. Der Verfasser geht davon aus, dass das Reichsgesetz den Wucher: „die Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit eines Andern“ unter Strafe stellt. Hiermit wäre ein richtiger Weg beschriften, aber wo begänne und wo endete die Ausbeutung? „In gewissem Sinne lassen sich alle auf Gewinn von zeitlichen Gütern gerichtete Bestrebungen als ein Ausbeuten bezeichnen.“ Bei Sachen sei die Grenze dort zu ziehen, wo eine weitere Ausbeutung die Sachen zum Schaden späterer Geschlechter zu zerstören droht. Zur Ausbeutung von Sachgütern ist aber die Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft die notwendige Vorbedingung. Wo ist nun hier die Grenze der berechtigten Ausbeute? Bei dem Zusammenarbeiten der Mitglieder unserer heutigen Gesellschaft sollte Jedem der Gewinnantheil gebühren welcher seiner Leistung entspricht. „Dabei lässt man jedoch ausser Acht, dass sich durch die Jahrhunderte ein gesellschaftlicher Zustand eingeführt hat, wonach eine Anzahl von Menschen ein Vorrecht besitzt auf die Ausbeutungsgegenstände ... Die Folge

davon ist aber, dass diese Anzahl fast allein bestimmt, welchen Gewinntheil die bekommen sollen, die zu dieser bevorrechteten Klasse nicht gehören. Es lässt sich hier nicht in Kürze darlegen, wie dieser Zustand sich entwickelt hat. Nur eins muss gesagt werden. Soweit es nicht geschah durch einfache Vergewaltigung, z. B. im Kriege, hat hier eine grosse Rolle gespielt die Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns und der Unerfahrenheit Anderer. Denn anders ist es überhaupt nicht denkbar, dass irgend ein Mensch jemals das Zustandekommen solcher Vorrechte duldet, wodurch er selbst oder doch seine Nachkommen in die Lage gebracht wurden, nur mehr durch Andere zur Ausbeutung der Natur zugelassen zu werden und sich mit dem Gewinntheil begnügen zu müssen, den diese ihnen zubilligen. Nun sind die bestehenden Zustände durch Gesetze festgelegt. So lange ein Gesetz gelte, sei es zu achten, aber Jeder habe das Recht, auf eine Aenderung der Gesetze hinzuwirken. Der Christ solle seine Nächstenliebe nicht blos als barmherziger Samariter beweisen, sondern auch hier, im Kampfe, um die wirtschaftlichen Zustände umzugestalten, die so manches Opfer fordern“. Nun ist der Verfasser aber auf den Einwurf gefasst, dass dieser wirtschaftliche Kampf von Vielen als ein Kampf gegen den Kaiser verabscheut werden könnte. Diesem Einwurf sucht er zu begegnen, indem er sagt, es sei die Pflicht eines wahren Christen, dem Kaiser durch die Wahl von Abgeordneten, welche für die Schäden unserer wirtschaftlichen Zustände ein offenes Auge hätten, gute Rathgeber an die Seite zu stellen. — Dieser Versuch, die Opposition gegen den Kaiser mit der Kaisertreue in Einklang zu bringen, ist so recht bezeichnend für die schiefe Lage, in welche die Christlich-Sozialen schon in der Theorie gelangen müssen. Wie nun, wenn der Kaiser und die Regierung auf die „Rathgeber“ nicht hören — was bei der Achtung der leitenden Kreise vor dem Parlament leicht der Fall sein könnte? Werden die Freunde des Herrn Nordbeck dann die „Rathgeber“ oder die Kaisertreue fallen lassen? Und noch eine Bemerkung zu dem Widerspruch zwischen dem wirtschaftlichen gesetzlichen Kampf und der geduldigen Ergebung des Christenthums? Was werden die Herren thun, wenn sie eingesehen haben werden — und früher oder später müssen sie dahin kommen — dass das transcendente Christenthum ein Hemmungsmoment

für den wirtschaftlichen Klassenkampf ist? Wird man dann den Transcendentalismus — der unserer Ansicht nach zum eigensten Wesen des Christenthums nicht gehört — oder den Klassenkampf aufgeben?

Einmal wird diese Alternative bestimmt eintreten. Dann wird die evangelisch-soziale Partei zerfallen. Ein grosser Theil wird zu den Fleischtopfen der staats-erhaltenden Parteien zurückkehren, ein anderer Theil sich der sozialdemokratischen Partei anschliessen — die dies Resultat von Anfang an vorausgesehen hat. — Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass dieser Theil schon längst zur Sozialdemokratie hätte kommen müssen oder jetzt sofort kommen müsste. Das hiesse die Bedingungen, aus welchen heraus die evangelisch-soziale Bewegung entstanden ist, gänzlich missverstehen.

F. H.

In der „Gesellschaft“ (Juni) entwickelt Heinz Starckenburg die „Entstehung des modernen Grosskapitalismus und der sozialen Frage in Frankreich“. Von sozialistischen Bestrebungen im heutigen Sinne hätte 1789 noch gar nicht die Rede sein können: denn heute handelt es sich um Abschaffung des ökonomischen Uebergewichts einer Klasse, damals um die Beseitigung politischer Privilegien, die thatsächlich längst aufgehört hatten, ökonomisch gestützt zu sein. Deshalb gab damals das Kleinbürgerthum, obgleich ihm jedes soziale Programm fehlte, den Ausschlag. Die Jahre 1789—1793 bildeten nur den Schlussakt, der das zur Erscheinung brachte, was dem Wesen nach schon bestand. In wenigen Jahren war die neue Gesellschaft fix und fertig; die Politik verlor im Interessenkampf des Tages das Interesse; man liess sich die Gloire unter Napoleon I. gefallen. Nur als das verständnislose Haus Bourbon die Entwicklung zurückschrauben wollte, wurde es durch einen Ruck beseitigt. Gegen das nunmehr entstandene Proletariat diente Louis Philipp als Werkzeug, der es verstand, nicht nur alle kommunistischen Regungen niederzuschlagen, sondern sich auch der Vormundschaft des ihm von der Bourgeoisie eingesetzten Perier zu entziehen. Dadurch wird aber der radikalere Theil des Bürgerthums zur Opposition gedrängt und verbündet sich mit dem Proletariat. Die Frucht dieses Bündnisses war die Februar-Revolution.

Ch. K.

Die „Ethische Kultur“ bringt in No. 21 ein sehr hübsches Stimmungsbild von der Wiener Enquete über Frauenarbeit aus der Feder von Dr. Emil Reich (Wien). Die Enquete wurde unternommen von einem aus 30 Männern und 5 Frauen der verschiedensten Berufskreise, bestehenden Komitee unter dem Vorsitze des Professors v. Philippovich in 35 Sitzungen vom 1. März bis zum 27. April, nachdem die Anregung dazu von Seiten der sozialen Abtheilung der ethischen Gesellschaft in Wien gegeben war. Es ergab sich nach der Skizze:

Durchschnittslohn: Zeitlohn = 7,50 Mk., Stücklohn 8,50—10,00 Mk. per Woche (aber auch nur in den günstiger gestellten Branchen).

Die Arbeitszeit: Nicht unter zehn Stunden, meistens mehr, namentlich natürlich in der Hausarbeit.

Die Arbeitsräume sind oft überfüllt, unreinlich, nicht genügend gelüftet und beleuchtet, häufig direkt als gesundheitsschädlich zu bezeichnen.

Ueber die Behandlung der Arbeiterinnen heisst es: „Sonst gilt es jedoch oft noch als selbstverständlich, dass die arbeitende Frau nicht blos ihre Arbeitskraft, auch ihre Ehre an den Arbeitgeber oder seine Vertreter verkauft habe.“

„Dass ein Familienleben auch bei den Verheiratheten unter den arbeitenden Frauen nicht oder nur am Sonntage existire, war der allseitige Eindruck.“

„Die Ernährungs-Verhältnisse sind überhaupt recht ungünstige. Morgens Kaffee und Semmel, um 10 Uhr ein Butterbrod, Mittags Suppe und Gemüse, um 4 Uhr wieder ein Butterbrod, Abends minderwerthiges Wurstzeug, Speck und Käse. Das kann als Durchschnitt der wochentäglichen Lebensweise gelten. Sonntags tritt Fleisch hinzu.“

„Charakteristisch ist die Bemerkung: Die Kommissionsmitglieder waren allen Ständen und politischen Parteien entnommen; wenn die Sozialreformer, die Führerinnen der radikalen Frauenbewegung und die Sozialdemokraten die Sitzungen häufiger besuchten als die Liberalen und die Antisemiten, so war dies bedauerlich, aber nicht zu ändern.“

Die Liberalen und Antisemiten! Schöne Seelen u. s. w.

Ein ausführlicher Bericht der Kommission wird im Buchhandel erscheinen.

Der Artikel „The Womens Cooperative Guild“ von Helene Simon (London) giebt eine kurze Uebersicht über die Thätigkeit und den Wirkungskreis dieser englischen

Konsumgenossenschaft. Ihr Ziel ist nach einem von ihr selbst erlassenen Zirkular:

„Frauen als Genossenschaftler zu organisiren zum Zwecke des Studiums und der Ausübung:

- a) der Genossenschaft und anderer Methoden sozialer Reform,
- b) verbesserter Bedingungen häuslichen Lebens.“

hg.  
Im Juni-Heft der „Freien Bühne“ wird, wie überall, das neue Bürgerliche Gesetzbuch todtgeschlagen; Ernst Harmening tritt als sein Widersacher auf. An dem armen Wechselbalg wird soviel von allen Seiten herumgezankt, dass es einem ordentlich dauern kann; es ist schon beinahe ganz todt und wimmert nur noch kläglich: „Ja, Allen kann ich es ja doch nicht Recht machen“. Doch bekam es die meisten Schläge wohl nur aus allzu grosser väterlicher Fürsorge, nach dem Spruche: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es“. Niemand ausser den hartherzigen Sozialdemokraten hat es direkt verstossen wollen, und so hat man es denn in den Sattel gesetzt, auf dass es reiten solle — und auf dass man bequemer darauf herum schlagen könne. Natürlich darf dabei ein „mässiges Züchtigungsrecht“ nicht überschritten werden, und auch unsere Genossen im Reichstage schonten, um es nicht am Reiten zu verhindern, gewisse Körperteile an ihm, auf deren Anatomie wir hier nicht näher eingehen wollen. Sie betonen vor Allem den Fortschritt, der in der Allgemeingültigkeit derselben Gesetze im ganzen deutschen Reiche liegt. Der Rechtsanwalt Harmening will jedoch auch darin von keiner Schonung wissen, sondern bläut dem Geschöpfe gerade diesen Theil weidlich aus, weil sonst in die gleichförmige „Rechtsuniformierung“ keine Abwechslung käme. Seine Ausführungen gipfeln in Sätzen, wie: „In Wahrheit hat es den gemeinen Mann nie gekümmert, was anderswo als Recht gilt. Er schafft in den Tag, aber nicht in's Recht hinein und bildet das Recht nach seinem Bedürfniss, nicht aber sein Bedürfniss und seine Thätigkeit nach einem gewillkürten Recht.“ Gewiss, aber damit ist doch nicht gesagt, dass am Rhein ein anderes Gesetz herrschen solle als an der Elbe. Gewiss soll das Gesetz sich nach den Bedürfnissen richten. Aber zu den Bedürfnissen unserer Zeit des Verkehrs gehört Einheitlichkeit in öffentlichen Dingen. Und ich sehe die Zeit kommen, wo das Bedürfniss existirt, Obligationen-Recht, Sachen-Recht u. s. w.

für ganz Europa einheitlich zu regeln. Die Ansichten Harmenings leiden, wie viele partikularistische Bestrebungen, an dem Fehler, die Grenzlinie zwischen den gleichzeitig bestehenden Generalisirungs- und Individualisirungs-Tendenzen an eine falsche Stelle zu legen: Die Rechtsprechung einer fernen Zukunft wird Vieles, was sie heute nach dem Paragraphen des lokalen oder nationalen Codex entscheidet, dem individuellen Ermessen der Einzelnen freilassen; dafür aber werden gewisse, zur Ordnung nothwendige Normen auf der ganzen Erde so lange als Gesetze gelten, bis sie durch Erziehung und Vererbung der menschlichen Seele biologisch angepasst sein werden. Und nach diesem hohen Ziele hin bedeutet die Thatsache, dass die 50 Millionen deutscher Reichsangehöriger ein einheitliches Gesetz bekommen, einen kleinen Schritt vorwärts. Deshalb ist es falsch, wenn Harmening den sozialdemokratischen Abgeordneten vorwirft, an dem Gesetze mitgearbeitet zu haben. Die Einwände, die Harmening gegen den Inhalt des Gesetzbuches macht, sind freilich nur allzu berechtigt und recht lesenswerth. —

Im Anschluss an die Berliner Gewerbeausstellung bespricht A. Sander die „Gewerbliche Entwicklung Berlins“ seit ca. 75 Jahren, wo durch Beuth der erste Keim gelegt wurde. Hier einige Daten:

- 1815: Erste Maschinenbau-Anstalt in Berlin (für die Textil-Industrie).
- 1821: Grundlegung zur jetzigen Technischen Hochschule.
- 1822: „National - Ausstellung“ mit 176 Ausstellern.
- 1841: Erste deutsche Lokomotive aus der jungen Borsig'schen Fabrik.
- 1844: Zweite National-Ausstellung.
- 1857: Berlin beginnt nach Amerika zu exportiren.
- ca. 1870: Zentrale der Konfektionsbranche.
- 1876: Niederlage auf der Welt-Ausstellung in Philadelphia.
- 1879: Bedeutende Gewerbeausstellung.
- 1893: Grosser Erfolg in Chicago.
- 1896: Ausstellung mit 3450 Berliner Ausstellern.

Freilich auf der letzten Pariser Welt-Ausstellung waren ca. 18 Mal soviel Aussteller. Das darf man nicht vergessen, wenn man im Uebrigen dem grossartigen Rahmen und den netten Zuthaten auch alle Ehré und — allen Durst angeidehen lässt. Das Erfreulichste ist jedenfalls der von allen Seiten zugegebene Aufschwung

in der Architektur und im Kunstgewerbe Deutschlands.

Doch bekommen wir auch hier einen Dämpfer in demselben Hefte der „Freien Bühne“. Meier-Gräfe bespricht nämlich, wie Ansätze zu einer neuen „Dekorativen Kunst“ entstehen. Hier zeigt es sich denn, wie sehr man in Holland, Frankreich, England und Amerika uns voraus ist. Der Hauptgrund dürfte wohl der sein, dass in den genannten Ländern so sehr viel mehr Geld ist, das zu Luxus-zwecken ausgegeben werden kann.

„Der Eigene“ betitelt sich eine neue Halbmonatsschrift (Redakteur und Verleger: Adolf Brandt, Berlin-Wilhelmshagen). Als wir die Ankündigung lasen, fürchteten wir, der Inhalt würde nur negativ und zerstörend sein; wie ja die Lektüre des genialen Max Stirner durch dessen allzu ausschliesslich analysirende Kritik stark beeinträchtigt wird. Um so freudiger war die Ueberraschung, als wir in dem Blatte das Streben wahrnahmen, positive Leistungen schöpferischer Ich-naturen zu bringen. Ob die Zukunft den Wechsel einlösen wird, bleibt freilich abzuwarten. Doch sind die bisher erschienenen zwei Nummern recht verheissungsvoll. Namentlich interessirt in No. 2 „Das hohe Lied vom Egoismus“ von Robert Reitzel, wo dieser auf den Irrthum hinweist, dass man glaube, der Eigene müsse nun auch einsam sein. Nein gerade der naturgesunde, zugreifende Ichmensch sei zu der wahren, intensiven, reinen, geschlechtlichen Liebe, die Gedanken und Dankbarkeit schafft, allein befähigt.

In der „freieitlich-antisemitischen“ Wochenschrift „Deutsche Reform“ (Berlin-Hamburg 12. Juli) findet sich ein Aufsatz über den „falschen Eigenthumsbegriff als Wurzel unseres sozialen Elends“, welcher ein lehrreiches Beispiel für jene Art Vermischung von richtigen Beobachtungen mit wahnwitzigen Ideen bildet, wie sie auf dem linken Flügel des Antisemitismus vorherrscht. Die drei Resultate sind, wenn man sie ihrer komischen Form entkleidet, ganz verständlich:

1. „Das Land und alle von Gott darunter und darüber geschaffenen Werthe sind zu verstaatlichen“.
2. „Der Zins vom germanischen Stammesbruder ist durchaus verboten“.
3. „Das Selbsterarbeitete ist rechtmässiges Eigenthum, jedes andere Eigen-

thum ist bewusst oder unbewusst Raub, Diebstahl und Betrug!“

Diese Ideen seien bei Leibe nicht sozialistisch, sondern einfach christlich, und auch eigentlich ursprünglich nicht christlich, sondern stammen von den germanischen Weltweisen Aegyptens, von jenen echten, wahren Gottespriestern des Alterthums.“

Anscheinend ist das ganz ernst gemeint. —  
Ch. K.

### Kunst-Revuen.

Der erste stattliche Band der „Jugend“ liegt nun in seinem eigenartig stilisirten Einbande vor: ein Satyrjüngling und ein Mädchen hocken flötend und sinnend im Schilf, unbekümmert um den Kampf der Welt draussen. In solcher Stimmung muss man auch an den Inhalt herangehen, wenn man ihn recht würdigen will: es ist eine kleine abgeschlossene Welt für sich, ein „coin de la nature“ oder auch ein „Glück im Winkel“, voll allerliebster Spielereien und neckigem Uebermuth. An tausend Zeichen sieht man, dass die Bewohner dieses Idylls wenig in die grosse Welt hinausgekommen sind. Was wissen solche Kinderseelen von den Nöthen der Zeit, von den Kämpfen in Presse und Parlament. Sie sind blind wie „René's Tochter“, aber glücklich wie diese, weil sie nichts von ihrer Blindheit wissen. Nur selten dringt ein Strahl aus der grossen Kampfeswelt durch ihre Hornhaut. Doch sonderbar gebrochen nur gelangt er zu ihrer Apperception. Alles erscheint ihnen von der heiteren Seite. Man begreift manchmal garnicht, wie solche Missverständnisse möglich waren; und doch freut man sich, dass es heute noch solche grossen Putti giebt, die die Welt nur soweit betrachten, als sie ihren ästhetischen Sinn befriedigt. Fast wird man durch die Lektüre selbst dahin gebracht, an diesen Frieden in der ganzen Natur zu glauben, der unter Birken und Erlen auf jener saftigen Wiese herrscht, wie sie auf dem letzten Titelbilde des Semesters dargestellt ist. —ch.

Der „Simplicissimus“ ist nun endlich mit seinem Preisurtheil über den von ihm ausgeschriebenen Wettbewerb herausgekommen: Es sei ein recht befriedigendes Resultat, von 443 eingelaufenen Arbeiten seien nur 18 zum Abdruck geeignet; die übrigen wären alle entweder banal oder

unmöglich: „Hauptsächlich aber ist es zu bedauern, dass viele der geehrten Einsender unser Preisausschreiben so aufgefasst haben, als wären wir emsig bemüht, den Simplicissimus an pornographischer Lektüre zu bereichern“. Da müssen wir uns doch die Frage vorlegen, ob die Redaktion des Simplicissimus nicht selbst dazu die Veranlassung mit gegeben habe, indem gerade die ersten Nummern vorwiegend sexuelle Probleme behandelt hatten, und zwar nicht à la Gottfried Keller und Robert Burns, auf die sich Simplicissimus jetzt herausspielt! Es sei damit übrigens kein Vorwurf gemacht; der Verkehr zwischen den Geschlechtern ist eben heute so bis zum Wahnwitz verkehrt, dass fast jede feinere Natur darunter zu leiden hat und also, falls sie künstlerisch produziert, auch vorwiegend sexuelle Themata behandelt. Liebesidylle aber wären doch allzu grosse Anachronismen. Wenn nun Jemand die Schmerzen seiner unbefriedigten Natur dichterisch zu gestalten gesucht hatte und der Preisrichter gerade sexuell versorgt war und dem Einsender nicht nachempfinden konnte, so hätte er ihm doch wenigstens die moralische Lektion ersparen können. Darin müssen wir übrigens der Redaktion Recht geben. Wenn die in No. 15 abgedruckte „Novelle“: „Gardinenwäsche“ von E. Hardt wirklich die beste war, so war es traurig bestellt — mit dem Vertrauen, welches Simplicissimus unter den künstlerischen Kräften Deutschlands besass: Die abgedroschene Erfahrung, dass ein aus dem Zuchthaus entlassener Sträfling keine Arbeit findet und dadurch zu neuen Verbrechen verleitet wird, ist schon unzählige Male als Rührmittel oder auch wirklich dichterisches Motiv (so schon in „Les misérables“ von V. Hugo) benutzt worden; und wenn E. Hardt, um auch der zweiten modernen „Kunstregel“ zu genügen, dieses „soziale“ Faktum durch das „Temperament“ eines lebhaften Kindes sehen lässt, so wird es dadurch um nichts origineller, denn dieses Mittel wird auch schon vom kleinsten Dichterlinge à la Ottilie Wildermuth und E. Frommel mit Vorliebe angewandt. Da muss der gute Simplex freilich ethisch-pathetisch ausrufen: „Wo ist dein Humor, Deutschland, wo ist deine Jugend und deine Kampfesfreudigkeit.“ —ch.